

Geschichte der Pharmazie

Universitäts-
Bibliothek
Braunschweig

Leitung:
Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke

43. Jahrgang · 4. Quartal 1991

ISSN 0939-334X

4

DAZ—Beilage

„Austria docet“

Über einige Beiträge Österreichs zur Entwicklung der Pharmazie und des Apothekenwesens

Von Kurt Ganzinger, Wien

Im Oktober 1925 fand in Wien der „I. Kongreß der Internationalen Union angestellter Apotheker“ statt. Als im Verlauf der Tagung der Präsident der Union dem „Pharmazeutischen Reichsverband für Österreich“ für die geleisteten Vorarbeiten dankte und zugleich auch mit höchstem Lob die damals bereits in Österreich für die angestellten Pharmazeuten erzielten Errungenschaften auf beruflichem, wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Gebiet würdigte, tat er dies mit den Worten „Austria docet“. — Rückschauend läßt sich dieser Ausspruch nicht weniger treffend auf vorbildliche Entwicklungen anwenden, die sich in Österreich schon in den Jahrzehnten um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in mehrfacher Hinsicht im Bereich der Pharmazie und des Apothekenwesens vollzogen haben, die später aber im Lande selbst weitgehend in Vergessenheit gerieten und die in ihrer überregionalen Bedeutung bis heute nicht voll erkannt worden sind.

I.

In Wien kann heuer der „Pharmazeutische Reichsverband für Österreich“ auf sein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Gegründet im Jahr 1891 als „Allgemeiner österreichischer Apotheker-Assistenten-Verein“, nahm er 1896 den Namen „Allgemeiner österreichischer Pharmazeuten-Verein“ an. Als sich ihm im Jahr 1911 sechs weitere gleichgesinnte Vereinigungen — darunter eine tschechische und zwei italienische — aus verschiedenen Teilen der österreichischen Reichshälfte Österreich-Ungarns anschlossen, entstand daraus der „Pharmazeutische Reichsverband für Österreich“ (1). Er hat dann über das Ende des Ersten Weltkriegs hinaus in der Republik Österreich, seit 1920 zugleich auch als „Gewerkschaft der konditionierenden Pharmazeuten Österreichs“, deren In-

teressen höchst wirkungsvoll vertreten, bis er 1938 nach der Vereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich aufgelöst wurde und erst 1946 seine Tätigkeit wieder aufnehmen konnte.

Als Vereinsorgan und Fachzeitschrift diente von 1896 bis 1906 der „Pharmazeutische Reformator“ und von 1907 bis 1938 die „Pharmazeutische Presse“, seit 1947 ist dies die „Österreichische Apotheker-Zeitung“.

Einen der Höhepunkte in der Geschichte des Pharmazeutischen Reichsverbandes bildet zweifellos die auf Anregung seines Präsidenten Franz Ditttrich (1889–1977) erfolgte Gründung der „Internationalen Union angestellter Apotheker“ (2).

Ditttrich stammt aus dem kleinen Ort Batzdorf im Sudetenland. Er hatte im Jahr 1912 an der Deutschen Universität in Prag den akademischen Grad eines Magisters der Pharmazie erlangt und

Editorial

„Austria docet“ überschreibt Prof. Dr. Kurt Ganzinger seinen Beitrag für die vierte Ausgabe 1991 der „Geschichte der Pharmazie.“

Hier darf erinnert werden, daß vor nunmehr 65 Jahren, am 18. August 1926, in Hall bei Innsbruck die Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie gegründet worden ist. Sie wählte zu ihrem ersten Vorsitzenden den Österreicher Ludwig Winkler, nach seinem Tode 1935 folgte wiederum ein Österreicher, Ludwig Kofler.

Wichtige Veröffentlichungen der jungen Gesellschaft hatten österreichische Themen. Der dritte Internationale Kongreß der Gesellschaft fand vom 14. bis 17. Mai 1931 in Wien statt. Nach 1945, nun als Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, sind drei Kongresse in Österreich abgehalten worden. Vom 12. bis 16. September 1951 in Salzburg, vom 21. bis 25. September 1961 in Innsbruck und erneut vom 7. bis 11. Juni 1977 in Innsbruck.

Die in Hall bei Innsbruck gelegte „Saat“ der Pharmaziegeschichte ist heute in vielen Ländern, neben eigenständigen Entwicklungen wie in Frankreich, aufgegangen.

Zahlreiche Wünsche bleiben trotzdem seit Jahrzehnten offen: So ist es trotz eines Beschlusses der Hauptversammlung in Rotterdam im September 1963 nicht gelungen, wenigstens für Europa eine exakte pharmaziehistorische Bibliographie zu schaffen. Vielleicht sollte wenigstens auf Länderebene dieses Hilfsmittel erstellt werden. Wie oft veraten, auch in den Beiträgen der Geschichte der Pharmazie, Abhandlungen einen Mangel an Kenntnis früherer Aufsätze!

Idealisten haben in 65 Jahren im Rahmen der IGGP an dem heutigen Gebäude der Pharmaziegeschichte gebaut, mögen sich auch in Zukunft genügend Idealisten finden. Zu den besonders Herausragenden gehört Professor Dr. Kurt Ganzinger in Wien.

Armin Wankmüller

war schon 1913 zum Obmann des Vereins deutscher Pharmazeuten in Böhmen gewählt worden. Nach einer Unterbrechung der beruflichen Tätigkeit durch seine Teilnahme am Ersten Weltkrieg hat er diese in Böhmen fortgesetzt, bis er sich im Jahr 1919 nach Wien wandte. Hier trat er sogleich als Mitglied dem Pharmazeutischen Reichsverband bei, der ihn bereits im Jänner des folgenden Jahres zu seinem Präsidenten wählte. Dittrich hat dann auch in späteren Zeiten wiederholt entscheidende Funktionen innerhalb der österreichischen Pharmazie mit Umsicht, Tatkraft, gesichertem Wissen und diplomatischem Geschick ausgeübt. So war er bis 1964 Präsident der Österreichischen Apothekerkammer und stand bis 1967 als Obmann an der Spitze der Pharmazeutischen Gehaltskasse, deren Bestand er auch über die Jahre 1938 bis 1945 hinweg gerettet hatte (3, 4).

Als im Herbst 1924 in Prag eine gemeinsame Konferenz der tschechischen angestellten Apotheker und der deutschen angestellten Apotheker der Tschechoslowakei stattfand, an der auch Vertreter des Verbandes deutscher Apotheker sowie des Pharmazeutischen Reichsverbandes für Österreich teilnahmen, schlug Dittrich eine engere Zusammenarbeit der konditionierenden Pharmazeuten verschiedener Länder vor, die die Beseitigung der für die Assistentenschaft unleidlichen Verhältnisse sowie die Verbesserung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lage der Assistenten zum Ziele haben sollte. Es war dabei zunächst vor allem an Deutschland und an die Nachbarstaaten der einstigen Donaumonarchie gedacht.

So kam es am 2. Oktober 1924 zur konstituierenden Sitzung der „Internationalen Union angestellter Apotheker“. Zum Vorsitzenden wurde Erich Peiser (1886–1951) gewählt. Er war seit 1920 in Berlin Geschäftsführer des 1904 gegründeten Verbandes deutscher Apotheker, der seit 1922 als Reichsfachgruppe dem Gewerkschaftsbund der Angestellten (GDA) angehörte. Der Pharmazeutische Reichsverband stellte mit Franz Dittrich seinen Stellvertreter, jeder der beiden tschechoslowakischen Verbände war mit einem Beisitzer im Vorstand vertreten.

Zweck der Union sollte es sein, die Lage der einzelnen Organisationen der angestellten Apotheker verschiedener Länder kennenzulernen und auf dieser Erkenntnis zum Wohle aller angestellten Apotheker ihre soziale, wirtschaftliche und kulturelle Besserstellung zu erreichen sowie die Gesamtinteressen der Pharmazie zu wahren und zu fördern.

Erster Kongreß der Union

Ein Jahr nach der Gründung der Union tagte in Wien vom 9. bis 12. Oktober 1925 der vom Pharmazeutischen Reichsverband sorgfältig vorbereitete „I. Kongreß der Internationalen Union angestellter Apotheker“, damals in der Fachpresse gelegentlich auch „Union konditionierender Pharmazeuten“ genannt (5). Es waren Vertreter aus Bulgarien, Deutschland, Jugoslawien, Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn erschienen, zusammen mit den Österreichern also aus sieben Staaten von insgesamt neun Vereinigungen, da aus der Tschechoslowakei außer den tschechischen und deutschen auch die slowakischen Pharmazeuten eine Abordnung entsandten.

Der Kongreß beschloß die Satzungen der Union und wählte den nunmehr erweiterten Vorstand. Dabei wurde Erich Peiser als 1. Präsident bestätigt und u. a. Franz Dittrich zum 1. Schatzmeister und der Direktor des Pharmazeutischen Reichsverbandes und Schriftleiter der Pharmazeutischen Presse Richard Kurtics (1885–1962) zum 1. Schriftführer bestellt. Wien wurde damit zum Sitz der Union und ihres Sekretariats, das beim Pharmazeutischen Reichsverband errichtet werden sollte.

Bei der feierlichen Eröffnung des Kongresses konnte Peiser als Ehrengäste Vertreter der Behörden, der Wissenschaft, der österreichischen Pharmazeutischen Gesellschaft und des Wiener Apothekerrhauptgremiums als der Organisation der Apothekenbesitzer begrüßen. Allgemein wurde der Kongreß als ein einzigartiges Ereignis in der Geschichte der Pharmazie empfunden.

Im Verlauf der Tagung hatten die Delegierten Gelegenheit, ausführlich über die Lage der angestellten Apotheker, aber auch der Pharmazie im allgemeinen in ihren Ländern zu berichten. Ihre Ausführungen sind wörtlich nach dem stenographischen Protokoll in einer 40 Druckseiten starken Beilage zur „Pharmazeutischen Presse“ wiedergegeben. Sie bieten ein anschauliches Bild von der schwierigen und unsicheren Lage, in der sich die Pharmazie in diesen von politischen und wirtschaftlichen Krisen betroffenen Nachkriegsjahren befand. Vor allem hatten die angestellten Apotheker vielfach unter der enormen Geldentwertung und der nur schleppend folgenden Anpassung der Arzneitaxe und deshalb auch ihrer Gehälter zu leiden. Fast überall waren zeit-

gemäße, längst als überfällig empfundene Reformen noch nicht verwirklicht. So gab es z. B. dort noch keine einheitliche Regelung, wo einstige Kronländer der Donaumonarchie – für die bis dahin das gleiche Apothekengesetz, die gleiche Studienordnung und allgemein die Pharmacopoea Austriaca gegolten hatte – nun mit einem anderen Staatsgebiet vereinigt waren: in Polen galten noch 1925 nebeneinander die russische, deutsche und österreichische, in Jugoslawien die österreichische, kroatische und serbische Pharmakopöe.

Die neue Studienordnung von 1922

Über die Lage der Pharmazie in Österreich berichtete Franz Dittrich. Er ging zunächst auf die Reform des pharmazeutischen Studiums ein. Diese war bereits seit Jahrzehnten wiederholt erörtert worden, doch war es zuletzt wegen des Weltkriegs noch immer zu keiner Entscheidung in dieser Frage gekommen. Nun aber konnte endlich, nicht zuletzt über eindringliche Vorstellungen des Pharmazeutischen Reichsverbandes, im Jahr 1922 eine neue Studienordnung in Kraft treten. Damit entfiel zunächst die bisher übliche Praktikantenzeit in einer Apotheke oder das „Tirocinium“, wie es in Österreich zusammen mit der abschließenden Prüfung genannt wurde (lat.: tiro = Rekrut, Lehrling). Die Pharmazeuten begannen jetzt unmittelbar nach der seit 1920 für sie obligaten Reifeprüfung an einem Gymnasium als ordentliche Hörer der philosophischen Fakultät ein sechsemestriges Studium, das sie mit dem akademischen Grad eines Magisters der Pharmazie (Ph. Mr., Mag. pharm.) abschlossen. Im neuen Studienplan war der Umfang mancher bestehenden Fächer, vor allem der Pharmakognosie, nicht unwesentlich erweitert worden, und es waren neue Studienfächer hinzugekommen, wie Physikalische Chemie, Hygiene (mit Übungen), Pharmakodynamik und Toxikologie, sowie Vorlesungen über theoretische Grundlagen der Rezeptur und Übungen zur pharmazeutischen Technik. Auch eine Vorlesung über Geschichte der Pharmazie war vorgesehen. Nach der Erlangung des Magistergrads war eine einjährige Praxis als Aspirant in einer Apotheke vorgeschrieben. Wer zunächst aber noch seine Studien fortsetzen wollte, konnte nach Vorlage einer Dissertation aus dem Gebiet der Chemie, Botanik oder Pharmakognosie das

Doktorat der Philosophie erwerben und sich dann, wenn er dies vorzog, als Doktor der Pharmazie bezeichnen.

Die Bedeutung der Allgemeinen Gehaltskasse

Im folgenden berichtete Dittrich zunächst kurz über das in Österreich bestehende und grundsätzlich auch für die konditionierenden Pharmazeuten geltende vorbildliche „Allgemeine Angestelltengesetz“ mit seinen Bestimmungen über wöchentliche Arbeitszeit, Urlaub, Kündigungsfristen und Abfertigung bei Lösung eines Dienstverhältnisses.

Dann aber gab er eine eingehende Darstellung der „Pharmazeutischen Gehaltskasse“. Diese war als ein Instrument des sozialen Ausgleichs innerhalb der Pharmazie nach einem vom Zentralkomitee der Apothekerkorporationen unter Zustimmung der Assistenzenschaft ausgearbeiteten Plan als Verein auf Basis freiwilliger Mitgliedschaft gegründet worden und konnte am 14. Oktober 1908 als „Allgemeine Gehaltskasse der Apotheker Österreichs“ ihre konstituierende Hauptversammlung in Wien halten. Die Gehaltskasse sollte ein Bindeglied zwischen selbständigen und angestellten Apothekern sein und ein neues Gemeinschaftsgefühl innerhalb des Berufsstandes begründen. Die dem Verein angehörenden Apothekenbesitzer hatten für jeden Assistenten eine gleich hohe Quote an die Gehaltskasse zu entrichten, die daraus den angestellten Pharmazeuten ein nach einem allgemein gültigen Besoldungsschema – nach der geleisteten fachlichen Dienstzeit, nach Familienstand und Ortsklasse, die sich nach den am Dienort herrschenden Lebenshaltungskosten richteten – abgestuftes Gehalt über Post oder Bank anwies. Dadurch sollten vor allem die Pharmazeuten von der Sorge befreit werden, in fortgeschrittenem Lebensalter wegen höherer Gehaltskosten gekündigt zu werden und sich dann mit einem niedrigeren Gehalt abfinden zu müssen. Auch der Abwanderung von Pharmazeuten in den Drogistenberuf sollte damit vorgebeugt werden.

Während die Wiener Apotheker rasch in großer Mehrheit der Gehaltskasse beitraten, zögerten die Landapotheker. Besonders gering war die Beteiligung in den polnischen, südslawischen und italienischen Kronländern. Die folgenden Jahre zeigten bald, daß eine obligatorische Mitgliedschaft aller öffent-

lichen Apotheken und Anstaltsapotheken höchst wünschenswert wäre. Ein Gesetzesantrag, der dafür noch im Jahr 1918 im Reichsrat eingebracht worden war, kam wegen des Zerfalls der Donaumonarchie nicht mehr zur Abstimmung. Erst der Nationalrat der Republik beschloß nach einem neuerlichen Antrag das Gehaltskassengesetz vom 30. Juli 1919. Da dies aber nicht mehr für die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns galt, war für diese der Wunsch nach einer Gehaltskasse noch lange Gegenstand wiederholter Diskussionen, der auch die Union in späteren Jahren noch beschäftigt hat.

Die Pharmazeutische Gehaltskasse war bald imstande, auch weitere Leistungen für ihre Mitglieder zu erbringen, so die Gewährung von Urlaubs-, Krankheits- und Kündigungsansprüchen, eine Abfertigung im Erlebens- oder Todesfall und ein „Sterbequartal“ für die Witwe, Übersiedlungshilfen und Gehaltsvorschüsse. Aber auch Leistungen an den Arbeitgeber waren vorgesehen: Hatte ein Angestellter Anspruch auf mehr als drei Wochen Urlaub, so erhielt der Apotheker für die vierte und fünfte Woche eine Urlaubsvergütung in Höhe von 90 Prozent der Gehaltskassenumlage.

Neben der Gehaltskasse bestanden noch die auf das Jahr 1913 zurückgehende „Pharmazeutische Krankenkasse für Österreich“ und das 1914 gegründete „Pharmazeutische Pensionsinstitut für Österreich“. Diesen konnten Mitglieder beider Standesgruppen angehören. Im Vorstand aller drei Institute waren sowohl Dienstgeber wie Dienstnehmer vertreten. Zur Vereinfachung der Verwaltung waren alle drei zu den „Vereinigten Pharmazeutischen Standesinstituten für Österreich“ mit Sitz in Wien zusammengeschlossen.

Als vorteilhaft erwies sich schließlich die Gründung eines Spar- und Darlehensinstituts unter dem Namen „Pharmakred“. Dieses konnte die Einlagen seiner Mitglieder bald zur Beteiligung an zwei Apotheken und zur Gewährung von Darlehen an weitere Apotheken verwenden. Aus deren Bilanzen war die Vertretung der angestellten Pharmazeuten über die allgemeine Ertragslage der Apotheken wohl informiert und daher ein gut unterrichteter Partner bei Verhandlungen über die Arzneitaxe und über neue Gehaltsansprüche der Mitarbeiter.

Die Versammlung folgte Dittrichs Ausführungen mit großem Interesse und bedankte sich mit lebhaftem Beifall. Erich Peiser hatte bereits am Vorabend anlässlich des Festkommerses zur Begrüßung der Gäste aus dem Aus-

land dem Kollegen Dittrich und dem Pharmazeutischen Reichsverband sowohl für die Vorarbeiten zur Gründung der Union mit warmen Worten gedankt, wie auch für alles, was sie auf sozialem Gebiet geleistet haben, wobei er an die von ihm geprägten Worte „Austria docet“ erinnerte.

Es läßt sich jetzt nicht mehr feststellen, wann dieser Ausspruch zum ersten Mal getan worden ist. Dittrich hat aber noch lange danach, wenn in späteren Jahren bei einem festlichen Anlaß des damals Erreichten gedacht wurde, gelegentlich den Satz „Austria docet in pharmacia“ zitiert.

In der Folgezeit gab es Kongresse der Internationalen Union angestellter Apotheker im Abstand von zwei Jahren: 1927 in Budapest mit Teilnehmern aus Dänemark, Finnland, Norwegen und Schweden, 1929 in Prag, wo der Beitritt der Union zur Fédération Internationale Pharmaceutique (FIP) beschlossen wurde, und 1931 in Warschau mit Vertretern von 14 Vereinigungen aus zwölf Ländern und mit nahezu 800 Besuchern.

Der für 1933 in Berlin geplante 5. Kongreß unterblieb infolge der veränderten politischen Lage in Deutschland. Er fand 1934 in Wien statt, jedoch wegen der nun auch in Österreich angestrebten Bildung eines geschlossenen Berufsstands gemeinsam mit dem „1. Internationalen Treffen der Apothekenbesitzer“ als „Internationaler Apothekerkongreß“. Schließlich gab es nurmehr jeweils eine Vorstandssitzung der Union anlässlich des FIP-Kongresses 1935 in Brüssel und 1937 in Preßburg bei der Tagung des Verbandes der angestellten Apotheker in der Slowakei. Die politischen Ereignisse des Jahres 1938 bedeuteten vollends das Ende der Internationalen Union angestellter Apotheker nach 14 Jahren ihres Bestehens.

II.

Verfolgt man die Geschichte der Pharmazie und des Apothekenwesens in Österreich weiter zurück, so trifft man bald auf eine Zeit, in der sich gleichfalls beispielhafte fortschrittliche Entwicklungen feststellen lassen, für die man mit gutem Recht den Satz „Austria docet in pharmacia“ in Anspruch nehmen könnte.

Es ist dies eine Epoche, die etwa einhalb Jahrhunderte vor der Gründung der Internationalen Union angestellter Apotheker mit dem Jahr 1770 ihren Anfang nimmt und sich bis in das zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts

erstreckt. Es sind Ereignisse, die später in Österreich selbst bei den Pharmaziehistorikern weitgehend unbeachtet geblieben und in Vergessenheit geraten sind und deren Bedeutung auch im Vergleich zu der Entwicklung in anderen Ländern nicht erkannt worden ist. So konnten sie denn auch in den Darstellungen der Geschichte der Pharmazie in Deutschland und in umfassenden pharmaziehistorischen Werken bis in die jüngste Zeit nicht die ihnen zukommende Beachtung finden. Das mußte dann dort auch manchmal zu kleinen Ungenauigkeiten und Mißverständnissen führen, wie im folgenden zu zeigen sein wird.

Haben sich doch in Österreich die historisch interessierten Pharmazeuten bis zur Mitte unseres Jahrhunderts weitgehend auf die Geschichte einzelner Apotheken oder der Apotheken in einem mehr oder minder lokal begrenzten Bereich beschränkt, gelegentlich auch auf Pharmazeutisch-Biographisches, doch ohne auf die Entwicklung der Arzneitherapie, der pharmazeutischen Wissenschaften oder des Gesundheitswesens im allgemeinen Bezug zu nehmen. Beispielhaft dafür sind etwa die zahlreichen Beiträge über Apotheken aus dem weiten Gebiet der Österreichisch-ungarischen Monarchie, wie sie einst in Wien in der „Pharmazeutischen Post“ veröffentlicht wurden und Dr. Hans Heger (1885 bis 1940) als Herausgeber zwischen 1896 und 1932 in sieben umfangreichen Heften unter dem Titel „Apothekenbilder aus Nah und Fern“ nochmals erscheinen ließ.

Die Reform des Gesundheitswesens in der Habsburger Monarchie

Unter der österreichischen Herrscherin Maria Theresia (reg. 1740 bis 1780) erfolgte im Geiste des aufgeklärten Absolutismus eine großangelegte Reform des Gesundheitswesens in ihren Ländern. Höhepunkt war die im Jahr 1770 erlassene „Gesundheitsordnung (Sanitätsnormativ) für alle k. k. Erblände“, die im gleichen Jahr in lateinischer Sprache auch im Königreich Ungarn veröffentlicht wurde. Sie enthält u. a. ausführliche Instruktionen für alle in den Erbländern praktizierenden Ärzte, für Wundärzte und Bader, für die Apotheker und die Hebammen, dazu auch den Wortlaut des von ihnen vor der Zulassung zu ihrem Beruf zu leistenden Eides (6).

Der erste der zehn Paragraphen umfassenden Instruktion für die Apotheker bestimmt, daß „eine Apotheke zu führen niemand erlaubt werden soll, der nicht an einer erbländischen Universität, der eine medizinische Fakultät einverleibt ist, ordentlich examiniert worden“ ist. Nach den vom kaiserlichen Leibarzt und Protomedikus Anton Störck (1731–1803) im Jahr 1775 verfaßten und im Druck erschienenen „Instituta facultatis medicae Vindobonensis“ bestand das Examen der Pharmazeuten aus je einer mündlichen Prüfung über ihre Kenntnis der Arzneipflanzen, über *Materia medica et pharmaceutica*, sowie über Chemie und die gesamte Pharmazie. Waren diese theoretischen Prüfungen erfolgreich bestanden, wurden dem Kandidaten chemisch-pharmazeutische Operationen genannt, die er zu erläutern und praktisch auszuführen hatte. Dann wurde er zur Ablegung des Eides zugelassen und ihm ein Diplom ausgehändigt, das ihn berechnete, eine öffentliche Apotheke zu erwerben oder als Provisor zu leiten.

Als bereits im Jahr 1749 an der Wiener Universität ein Lehrstuhl für Chemie und Botanik, zusammen mit einem chemischen Laboratorium und einem botanischen Garten errichtet worden war, sollte das nicht nur die medizinischen Studien, sondern auch das Apothekenwesen fördern. Fortan waren alle Lehrlinge und Gesellen der Wiener Apotheker verpflichtet, ein Jahr lang mit Erfolg an der Universität die für die Medizinstudenten bestimmten Vorlesungen aus Chemie und Botanik zu besuchen, wo sie einen beträchtlichen Teil der Hörer stellten (7). Dies galt dann auch für die anderen Universitäten in den habsburgischen Ländern, sobald dort ein Lehrer für Chemie und Botanik bestellt war: seit 1759 an der vorderösterreichischen Universität Freiburg im Breisgau, seit 1769 an der Universität für das Königreich Ungarn in Tyrnau in der Slowakei (die bald darauf nach Buda und später nach Pest verlegt wurde) und seit 1775 in Prag.

Das hat wohl Adlung-Urdang zu der Bemerkung veranlaßt: „Ein festes Vor- und Ausbildungsprogramm bringt in Österreich, damals ein wesentlicher, ja wichtigster Bestandteil des Deutschen Reiches das 18., im Gebiete des heutigen Deutschland erst das 19. Jahrhundert“ (8). Und doch erscheint im Sanitätsnormativ von 1770 noch der Nachsatz: „Zu diesem Examen kann sich jeder Apotheker-Jung stellen, nachdem er die überall üblichen Jahre der Lehre oder seines Tyrocinii erstreckt hat“. Hatte einer keine Gelegenheit gehabt, in einer Universitätsstadt als Lehrling

oder Geselle zu arbeiten und dort auch die Vorlesungen zu besuchen, so mußte er die Kenntnisse, um den strengen Anforderungen der Prüfer zu entsprechen, im Selbststudium oder bei seinem Lehrherrn erworben haben. Erst die medizinische Studienordnung vom Jahr 1804 schrieb für jedermann als zwingende Voraussetzung für die Zulassung zur Prüfung für den Apothekerberuf den einjährigen Besuch der Vorlesungen über Naturgeschichte, Chemie und Botanik vor. Aber das war immerhin einige Jahre früher als in irgendeinem anderen Land des Deutschen Reiches.

In der zwischen 1714 und 1797 unter habsburgischer Herrschaft stehenden Lombardei mit der Hauptstadt Mailand unternahm erst Kaiser Joseph II. (1780–1790) entscheidende Schritte zur Reform des medizinischen Unterrichts und des Gesundheitswesens. Er berief mit Johann Peter Frank (1745–1821) einen der berühmtesten Ärzte der Zeit zum Professor der praktischen Arzneischule und der Klinik an die Universität Pavia und ernannte ihn 1786 zum Protophysikus und Generaldirektor des Medizinalwesens in der Österreichischen Lombardei und im Herzogtum Mantua (9). Als solcher entwarf Frank eine Apothekerordnung, die 1788 in Kraft getreten ist und entscheidende Verbesserungen im Apothekenwesen zur Folge hatte. Sie verfügte u. a., daß künftig der Vorsteher einer Apotheke zwei Jahre als Gehilfe in Mantua oder Pavia verbracht und dort an der Universität Vorlesungen über Botanik, Chemie und *Materia medica* besucht haben mußte. Damit war für die Apotheker in diesem Teil Oberitaliens eine Ausbildung an der Hochschule eingeführt, und die Österreichische Lombardei sollte darin zum Vorbild für ganz Italien werden. Kremers und Urdang bemerken hierzu (irrtümlich unter Angabe der Jahreszahl 1778): „It was Austrian regulations (Piano di regolamento per le farmacie della Lombardia austriaca) that gave the impulse for progressive pharmaceutical legislation in Italy as a whole“ und ferner „It was ... Austrian legislation ... that made academic study and examination a requirement for pharmacists in this area“ (10). Franks Apothekerordnung für die Österreichische Lombardei fand bald auch in Deutschland Beachtung. Sie wurde mehrfach in deutscher Sprache publiziert und in den folgenden Jahren wiederholt als beispielhaft ausführlich erörtert.

Das in Paragraph 2 der Instruktion für die Apotheker von 1770 als „ehestens zum Vorschein kommender Codex pharmacopoeus“ angekündigte neue

Arzneibuch ist 1774 als *Pharmacopoea Austriaco-provincialis* erschienen (11).

Pharmacopoea Austriaco-provincialis

Wie der Name zeigt, galt es nun einheitlich in allen Provinzen des weiten Habsburgerreichs. Es hat das 1729 eingeführte und zuletzt 1770 noch einmal gedruckte *Dispensatorium Pharmaceuticum Austriaco-Viennense* und in den Ländern der böhmischen Krone das *Dispensatorium Pharmaceuticum Pragense* von 1750 abgelöst. Von diesen beiden, ganz im Zeichen der galenisch-arabistisch-chemiatischen Polypharmazie stehenden stattlichen Foliobänden unterschied es sich nicht nur durch sein handliches Oktavformat, sondern vor allem seinem Inhalt nach durch eine weitgehende Vereinfachung des Arzneischatzes. Beschrieb die letzte Ausgabe des Wiener *Dispensatoriums*, in neunzehn Klassen eingeteilt, noch über 1600 *Composita* und *Praeparata*, so waren es in der Provinzialpharmakopöe von 1774 nicht mehr als 503. Erstmals enthält hier ein österreichisches Arzneibuch auch ein Verzeichnis der insgesamt 526 offizinellen *Simplicia* aus dem Mineral-, Pflanzen- und Tierreich, wobei die Stammpflanzen und Tiere durchwegs nach dem System von Linné (1707–1778) benannt sind. Bemerkenswert ist, daß unter den drei Verfassern der Provinzialpharmakopöe neben dem Protomedikus Störck und dem Professor der Chemie und Botanik Nicolaus Joseph Jacquin (1727–1817) gleichrangig der Besitzer der Wiener Apotheke „Zum schwarzen Bären“ Johann Jakob Well (1725–1787) erscheint, war doch die Herausgabe einer Pharmakopöe im 18. Jahrhundert noch fast ausschließlich Sache der Ärzte.

Der Jahrgang 1931 der in Wien herausgegebenen „Pharmazeutischen Monatshefte“ enthält einen umfangreichen „Beitrag zur Geschichte der Österreichischen Pharmacopöen“ (12). Den Abschnitt über die Provinzialpharmakopöe beendet hier der lapidare Satz: „Im Jahre 1794 ist die letzte lateinische und ein Jahr später, 1795, die letzte deutsche Ausgabe der *Pharmacopoea Austriaco-provincialis* erschienen“. Man möchte danach meinen, daß die Reihe der verhältnismäßig vielen, untereinander nur unwesentlich verschiedenen Neuausgaben und Nachdrucke

der Provinzialpharmakopöe aus den Jahren zwischen 1776 und 1790 damit einfach ihren Abschluß gefunden hat. Das mußten so auch Kremers und Urdang (13) und Urdang und Dieckmann (14) in ihren Ausführungen über deutsche und österreichische Arzneibücher übernehmen, weil ihnen als Quelle allein jene Veröffentlichung von 1931 erreichbar war.

Was hier unbeachtet blieb, ist die Tatsache, daß jetzt die Titel lauten: „*Pharmacopoea Austriaco-provincialis emendata*“ (1794) und „*Oesterreichische Provinzial-Pharmacopöe. Umgearbeitete Auflage*“ (1795). Dazu erklärt die bereits vom 10. November 1793 datierte Vorrede (im Wortlaut von 1795): „Die äußerst wichtigen Fortschritte, welche seit mehreren Jahren durch genaue ärztliche Beobachtungen und hauptsächlich durch wiederholte Versuche und gegründete Erfahrungen naturforschender und rastloser Chymisten gemacht wurden, haben sowohl in der Auswahl der Arzneimittel als auch in der Zusammensetzung und Verfertigung derselben wesentliche Verbesserungen hervorgebracht. Deswegen fand man notwendig, die bisher gebräuchliche *Pharmacopöe* ganz umzuarbeiten und zum allgemeinen Wohl, so viel es möglich war, zu verbessern. Man hat bei dieser Auflage minder wirksame und selten gebräuchliche Arzneien ausgelassen und sie durch solche ersetzt, welche durch Erfahrung als vorzüglich anerkannt sind“.

So waren es nun nicht mehr als 289 offizinelle *Simplicia* und 399 *Composita* und *Praeparata*. Und da man „zur Zusammensetzung und Verfertigung der Arzneien solche Vorschriften gewählt hat, welche die einfachsten sind und den jetzigen medizinischen und chymischen Kenntnissen entsprechen“, enthielt das *Electuarium anodynum* vulgo *Theriaca* nunmehr bloß 16 Bestandteile, während es im *Electuarium seu Theriaca Andromachi* von 1774 noch 57 waren und im *Theriak des Andromachus* nach dem Wiener *Dispensatorium* von 1729 nicht weniger als 69.

Zudem hat man „die alten, oft barbarischen Benennungen der Arzneimittel hier mit schicklicheren vertauscht, zur Verminderung allen Irrtums aber die alten Namen immer auch beigefügt“ und ist „bei den chemischen Zusammensetzungen den philosophischen Benennungen desjenigen chymischen Lehrsystems gefolgt, welches gegenwärtig beinahe allgemein angenommen ist“.

Zu den Bearbeitern der verbesserten Provinzialpharmakopöe von 1794 gehört neben N. J. Jacquin nun auch dessen Sohn Joseph Franz Jacquin

(1766–1839). Er hatte in den Jahren zwischen 1788 und 1791 einen vom Kaiser gewährten Studienaufenthalt in Deutschland, den Niederlanden, England, Frankreich und Italien verbracht, wobei er sich im Sommer 1790 einige Zeit in Paris aufhielt und dort u. a. am Versuch einer Übertragung der von Antoine-Laurent Lavoisier (1743 bis 1794) geschaffenen chemischen Nomenklatur ins Deutsche beteiligt war. Nach seiner Rückkehr nach Wien wurde er bald als adjungierter Professor der Chemie und Botanik mit der Unterstützung seines Vaters im Lehramt betraut. Sein 1793 erschienenes „Lehrbuch der allgemeinen und medizinischen Chemie“ zählt zu den ersten antiphlogistischen Werken in Deutschland. So wurde in der *Pharmacopoea Austriaco-provincialis emendata* dem bisher gebräuchlichen Namen die neue Bezeichnung nach Lavoisier als gleichberechtigtes Synonym hinzugesetzt, also etwa „*Lapis infernalis* – *Nitras Argentii*“, „*Flores Zinci* – *Oxydum Zinci sublimatum*“, „*Aethiops mineralis* – *Sulphuretum Hydrargyri*“. In einem Anhang mit etlichen Arzneimitteln, die die Apotheker in ihren Offizinen nicht vorrätig halten mußten, weil sie entweder von den Ärzten nur selten verschrieben wurden oder ihre Arzneikräfte noch nicht hinlänglich erprobt waren, erscheint die neue chemische Bezeichnung sogar an erster Stelle (15).

Damit hat die Österreichische Provinzialpharmakopöe von 1794 die Lavoisiersche Nomenklatur viel weitgehender verwendet als die ebenfalls 1794 erschienene *Pharmacopoea Hispana*, von der Crosland bemerkt: „The new terms were used in an index to the pharmacopoeia and not in the main part of the book“ (16). Und was bis heute weitgehend unbekannt geblieben sein dürfte: Der letzten Ausgabe der Provinzialpharmakopöe ist es zu verdanken, daß spätestens seit 1794 die chemische Nomenklatur Lavoisiers an der Universität Freiburg im Breisgau Gegenstand der Vorlesungen und Prüfungen für Mediziner und Pharmazeuten gewesen sein muß und daß sie seit damals bereits einer nennenswerten Zahl von Apothekern in Süddeutschland geläufig war. (Das war fünf Jahre vor dem Erscheinen der *Pharmacopoea Borussica* in Berlin, deren antiphlogistische Nomenklatur überdies nicht Lavoisier folgt, sondern jener, die der Professor an der Universität Halle F. A. Carl Gren (1760–1798) im Jahr 1795 in seinem „*Neuen Journal der Physik*“ veröffentlicht hat) (17). Galt doch die Provinzialpharmakopöe auch in Vorderösterreich; das waren der

Breisgau und jene verstreut gelegenen habsburgischen Territorien zwischen dem Schwarzwald und Günzburg an der Donau, zwischen Rottenburg am Neckar und Konstanz am Bodensee, die nach dem Frieden von Preßburg 1805 an die Länder, Baden, Württemberg und Bayern fielen (18, 19).

Im Jahr 1794 erschien auch in Mailand eine Ausgabe der *Pharmacopoea Austriaco-provincialis emendata* für die Österreichische Lombardei und das Herzogtum Mantua (20). Damit hat die neue chemische Nomenklatur auch in einem bedeutenden Teil Oberitaliens bei Ärzten und Apothekern Eingang gefunden.

Die weitere Entwicklung im 19. Jahrhundert

Im nächstfolgenden Österreichischen Arzneibuch, der *Pharmacopoea Austriaca* von 1812, erscheinen die chemischen Bezeichnungen nach Lavoisier an erster Stelle und die alten Namen der Arzneien als Synonyma danach. Dieses Arzneibuch enthält zudem als eines der ersten im Anhang ein Verzeichnis von 29 chemischen Reagenzien und eine Tabelle über das spezifische Gewicht bei 14 °R für 33 offizinelle Flüssigkeiten.

Bereits mit der medizinischen Studienordnung von 1810 war der bisher nur aus fünf Wochenstunden im Wintersemester bestehende Unterricht in Chemie auf das ganze Studienjahr ausgedehnt worden. Es war nun üblich, die Pharmazeuten nach Abschluß ihrer Prüfung mit dem niederen akademischen Rang als „Magister der Pharmazie“ zu bezeichnen, so wie die Wundärzte nach Besuch des niederen Kurses der Chirurgie an der Universität als „Magister der Chirurgie“.

Im Jahr 1812 geruhte der Kaiser „zur Erzielung einer höheren Ausbildung in der Chemie und zur größeren Emporbringung solcher Gewerbe, Fabriken und Manufakturen, welchen physisch-chemische und naturhistorische Kenntnisse zu Grunde liegen... die Kreierung von Doktoren der Chemie allergnädigst zu genehmigen“ (21). Die enge Verbindung mit der Pharmazie blieb dadurch bestehen, daß die Kandidaten für die Erlangung dieses Grades, der nur von den Universitäten in Wien und in Prag verliehen werden konnte, vor der Aufnahme ihres Studiums alle auch für die Pharmazeuten erforderlichen Voraussetzungen, also die Lehr- und Gehilfenzeit in einer öffentlichen Apo-

theke nachzuweisen hatten. Darüber hinaus mußten sie jedoch sechs anstelle von nur vier Gymnasialklassen, sowie die philosophischen Studien mit den Fächern Logik, Mathematik, Physik, Naturgeschichte und Technologie besucht haben. Das spezielle Fachstudium war dem der Apotheker gleich, doch hatte ein Kandidat für das Doktorat der Chemie zwei Jahre am Unterricht in Chemie teilzunehmen, eine von ihm über einen chemischen oder verwandten Gegenstand verfaßte Dissertation vorzulegen und eine strenge mündliche und praktische Prüfung erfolgreich abzulegen (22). Nach ihrer Promotion erfreuten sich die Doktoren der Chemie sinngemäß jener Rechte, welche den Doktoren der Medizin und der Chirurgie gebührten. Das Studium für das Doktorat der Chemie galt an der medizinischen Fakultät auch in den folgenden Studienordnungen, wurde jedoch 1859 zum Doktorat der Pharmazie umbenannt und erst 1889 in der bisherigen Form aufgehoben. Die letzten Promotionen dieser Art erfolgten an der Universität Wien im Studienjahr 1891/92. Insgesamt hatten in Wien bis dahin diesen Grad 106 Pharmazeuten erworben, von denen sich später nicht wenige als akademische Lehrer oder erfolgreiche Unternehmer bewähren konnten.

Die folgende Zeit allerdings verhielt sich im Zeichen der Restauration und des Absolutismus in Österreich allen Neuerungen gegenüber abweisend. So kam es weder zur Gründung eines vom Apothekergremium unabhängigen Apothekervereins noch einer Fachzeitschrift. Die medizinische Studien- und Prüfungsordnung von 1833 vermehrte den zwei Jahre umfassenden Lehrgang für Pharmazeuten zwar um weitere Wochenstunden in den bereits üblichen Fächern, berücksichtigte aber nicht die pharmazeutische Warenkunde oder Pharmakognosie. Dieses Studienfach war seit 1820 an der Wiener Universität durch Dozenten vertreten, deren Vorlesungen aber nicht zwingend besucht werden mußten. Auch die österreichischen Arzneibücher blieben nun in ihrer Anlage bis zur vierten Ausgabe von 1836 unverändert. Das mag wohl nicht zuletzt darauf beruhen, daß Joseph Franz Jacquin bis ins hohe Alter das Lehramt der Botanik und Chemie in seiner Person vereinigte und an der Herausgabe der *Pharmakopöen* einen maßgeblichen Anteil hatte. Erst der 1853 erlassene „Lehrplan für das Magisterium der Pharmazie“ berücksichtigte als neue Studienfächer die Experimentalphysik und die Pharmakognosie, und erst 1855 erschien die *Pharmacopoea Austriaca* ed. V in zeitgemäßer Form.

Literatur und Anmerkungen

- (1) Nowotny, Otto: Zur Geschichte des Pharmazeutischen Reichsverbandes für Österreich. *Österr. Apoth.-Ztg.* 35 (1981) 325–330.
- (2) Nowotny, Otto: Geschichte der Internationalen Union angestellter Apotheker. *Österr. Apoth.-Ztg.* 38 (1986) 789–791.
- (3) Anonym: In memoriam Mag. pharm. Franz Dittrich. *Österr. Apoth.-Ztg.* 31 (1977) 150.
- (4) Anonym: Mag. pharm. Franz Dittrich, Österreich, gestorben. *Pharm. Ztg.* 122 (1977) 316.
- (5) Pharmazeutische Presse. 30 (1925) 203 bis 218, 235–239, Beilage zu Folge 22 (40 Seiten).
- (6) Ganzinger, Kurt: Das österreichische Sanitätsnormativ von 1770 und die Pharmazie. *Veröff. Int. Ges. Gesch. Pharmazie N. F. Bd. 40.* Stuttgart 1973, S. 53–69.
- (7) Ganzinger, Kurt: Zur Geschichte des Pharmaziestudiums an der Universität Wien. Von der Entstehung eines geregelten pharmazeutischen Unterrichts bis zum Jahre 1848. *Österr. Apoth.-Ztg.* 19 (1965) 311–316.
- (8) Adlung, A., G. Urdang: *Grundriß der Geschichte der deutschen Pharmazie.* Berlin 1935, S. 133.
- (9) Ganzinger, Kurt: Johann Peter Frank und die Apothekerordnung für die Österreichische Lombardei. *Österr. Apoth.-Ztg.* 35 (1981) 410–414.
- (10) Sonnedecker, G.: Kremers and Urdang's History of Pharmacy. Fourth Edition. Philadelphia 1976, p. 60, 63.
- (11) Ganzinger, Kurt: Die österreichische Provinzial-Pharmakopöe (1774–1794) und ihre Bearbeiter. *Zur Geschichte der Pharmazie* 14 (1962) 17–24.
- (12) Zekert, Otto: Ein Beitrag zur Geschichte der Oesterreichischen Pharmakopöen. *Pharm. Monatshefte* 12 (1931) 2–4, 22–25, 55–57, 75–76.
- (13) Wie Anm. (10), 427.
- (14) Urdang, Georg, Hans Dieckmann: Einführung in die Geschichte der deutschen Pharmazie. Frankfurt/M. 1954, S. 83.
- (15) Ganzinger, Kurt: Die Übernahme von Lavoisiers neuer chemischer Nomenklatur in das österreichische Arzneibuch von 1794. *Sudhoffs Arch.* 58 (1974) 303–311.
- (16) Crosland, M. P.: *Historical Studies in the Language of Chemistry.* London 1962.
- (17) Ganzinger Kurt: Zur Geschichte der chemischen Nomenklatur in den amtlichen Arzneibüchern. *Beiträge z. Gesch. d. Pharmazie* 32 [Bd. 31] (1980) 33–37.
- (18) Wolz, W.: Pharmazeutische Ausbildung an der Universität Freiburg im Breisgau und im Oberrheingebiet. *Freiburg i. Br.* 1960, S. 13–46 (Pharmazeutische Ausbildung während der österreichischen Herrschaft am Oberrhein).
- (19) Diepgen, P., E. Th. Nauck: Die Freiburger medizinische Fakultät in der österreichischen Zeit. *Freiburg i. Br.* 1957.
- (20) Scherer, Alexander Nicolaus: *Literatura Pharmacopoearum collecta.* Lipsiae et Soraviae 1822, S. 29.
- (21) Ganzinger, Kurt: Zur Geschichte des Doktorats der Pharmazie in Österreich. *Veröff. Int. Ges. Gesch. Pharmazie N. F. Bd. 36.* Stuttgart 1970, S. 39–57.
- (22) Ganzinger, Kurt: Die ersten pharmazeutisch-chemischen Dissertationen an der Universität Wien. *Communic. Hist. Artis Med.* 77 (Vol. XXI) (1976) 81–87.

Anschrift des Verfassers:
Univ. Prof. Mag. pharm.
Dr. Kurt Ganzinger
Penzinger Str. 58
A-1140 Wien

Überzeugter Praktiker und streitbarer Theoretiker: Johann Friedrich August Götting

Von Rüdiger Stolz, Jena

Am 3. Februar 1792 wandte sich der vielseitige Jenaer Medizinprofessor Georg Friedrich Christian Fuchs (1760–1813) an seinen Weimarer Landesherren mit einem Beschwerdebrief, in dem er beklagte, daß der Professor der Philosophie Götting „ganz gegen die Statuten der medicinischen Fakultät“ Vorlesungen über „Arzneimittel-Chemie“ halte und daß dies doch wohl dem Ansehen der Medizin nicht zuträglich sei (1).

Dieses Schreiben von Fuchs, der in Jena neben Medizin zeitweilig auch über Experimentalchemie (von 1781 bis 1786) und pharmazeutische Chemie (von 1784 bis 1796) gelesen hat, zeugt von doppelter Betroffenheit. Denn es richtete sich sowohl gegen die Person Göttings als auch gegen die von ihm vertretene Sache.

Der Stein des Anstoßes

Für den vom herzoglichen Landesherren Carl August und von dessen Geheimen Rat und Förderer der Wissenschaften Johann Wolfgang von Goethe protegierten Apotheker, Chemiker und Technologen Johann Friedrich August Götting (1753–1809) war im Jahre 1789 an der Philosophischen Fakultät der Universität Jena eine außerordentliche Professur für Chemie, einschließlich Pharmazie und Technologie einge-

richtet worden. Dies kam einer Revolution auf dem akademischen Boden gleich, gehörte doch nach dem tradierten Selbstverständnis der Mediziner „die Chemie von jeher als Nominalprofessur zur medizinischen Fakultät ... (da erst R. S.) die Ärzte ... der Chemie zur Geltung verholfen und sie zu einem Teilgebiet der Wissenschaft erhoben hätten“ (2).

In seinem neuen Amte hatte der frischgebackene Professor Götting bereits ab Ostern 1789 Vorlesungen über Experimentalchemie, allgemeine Chemie und Technologie angekündigt, die er im Winterhalbjahr 1789/90 durch ein pharmazeutisches Praktikum und zwei Jahre später durch pharmazeutische Vorlesungen komplettierte.

Die Betroffenheit des Mediziners Fuchs war also verständlich, zumal sich aus der Geschichte unschwer der „Alleinvertretungs-Anspruch“ der Medizin gegenüber der Chemie ableiten ließ. Bekanntlich war der Chemie im 16. und 17. Jh. lediglich die Chance geblieben,

sich im Gefolge der Medizin in Gestalt der sog. „Iatrochemie“ bzw. der „Chemieatrie“ zu begreifen, um auf diese Weise zu einem gewissen akademischen Selbstverständnis zu gelangen. Und so treffen wir an der Jenaer Universität, wie überall bis in das 18. Jh. hinein, vorwiegend auf Mediziner, die sich auch um die Entwicklung der Chemie Verdienste erworben haben (3, 4).

Gegen Ende des 18. Jh., zur Zeit Göttings also, begann sich die Situation gravierend zu verändern. Geistig vorangetrieben durch das auf Natur, Vernunft und Nützlichkeit orientierte Aufklärungsdenken wurde das rationale, vor allem von den experimentierenden Naturwissenschaften geprägte 18. Jh. im besten Sinne auch zu einem chemischen Jahrhundert. Zunächst noch paradigmatisch bestimmt von der Phlogiston-Theorie des Ex-Jenaer Arztes und Chemikers Georg Ernst Stahl (1659–1734), brachte es in seiner Mitte aufsehenerregende Entdeckungen gasförmiger Verbindungen hervor, die sich als überaus folgenreich, weil theoriebeladen, erweisen sollten. Schließlich vermochten die im letzten Drittel des 18. Jh. vorwiegend von dem Franzosen Antoine Laurent Lavoisier (1743–1794) und seinen Anhängern ausgeteilten antiphlogistischen Paukenschläge das gesamte chemische Theorien- und Begriffssystem umzustürzen und damit auch eine Neuorientierung des naturwissenschaftlichen Denkens auszulösen (6, 7). Die bislang vorwiegend empirisch-qualitativ orientierte Naturbetrachtung mußte nunmehr sich um Ordnung und Quantifizierbarkeit bemühen naturwissenschaftlichen Denk- und Arbeitsweisen das Feld räumen. Der „Stein des Anstoßes“ Götting stand inmitten der ungeheuren Dynamik jener Zeit. Obwohl – oder weil – sein akademischer Lebensweg recht untypisch war, verstand er sich als unvoreingenommener Wegbereiter jener Umwälzung, die in der Wissenschaftshistoriographie häufig auch als „chemische Revolution des 18. Jh.“ bezeichnet wird.

Wer war Johann Friedrich August Götting?

Am 5. Juli 1753 (und nicht wie häufig fälschlich zu lesen ist 1755) als Sohn des Pfarrers Johann Friedrich Götting und seiner Ehefrau Christina geb. Wurtzler in Derenburg bei Halberstadt geboren, verlebte Götting nach dem frühen Tod seines Vaters (1758) eine entbehrungs-



Abb. 1: Anlässlich des Doppel-Jubiläums „350 Jahre chemisches Labor und 200 Jahre chemischer Lehrstuhl“ von der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Jahre 1989 herausgegebene Gedenkmedaille (Entwurf: G. Böhnisch-Metzmacher, Jena).

reiche Jugendzeit (8). Nicht eben begeistert nahm Götting 16jährig eine Apothekerlehre in Langensalza auf. Sein Lehrherr war kein geringerer als Johann Christian Wiegleb (1732–1800), der zu einem der bedeutendsten deutschen Apotheker und Naturforscher avancieren sollte. Bei Wiegleb erwarb sich Götting insbesondere die praktischen Grundlagen des chemisch-pharmazeutischen Arbeitens. Er machte sich zugleich die Lebensmaxime seines Lehrherrn zu eigen, die da lautete: „Zweifeln ist der Anfang der Wissenschaft; wer an nichts zweifelt, prüft nichts; wer nichts prüft, entdeckt nichts; wer nichts entdeckt, ist blind und muß blind bleiben“ (9). Dieser Grundsatz sollte sich für Göttings spätere wissenschaftliche Arbeit als richtungsgebend erweisen. Doch zunächst mußte Götting noch zahlreiche Wissenslücken ausfüllen, was vorwiegend autodidaktisch und in angestrengter Nacharbeit erfolgte.

1774 finden wir Götting als Provisor, d. h. als Gehilfen in der Hof-Apotheke zu Weimar wieder. Diese wurde zur damaligen Zeit vom vielseitigen und einflußreichen Apotheker, Arzt und Naturforscher Wilhelm Heinrich Bucholz (1734–1798) geleitet. Götting verdankte Bucholz nicht nur viele nützliche Hinweise, sondern auch die Bekanntschaft mit dem Landesvater, Herzog Carl August, sowie mit dessen Ratgeber, dem vielseitig interessierten Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe. Goethe, der 1775 in das kleine thüringische Residenzstädtchen Weimar gekommen war und nahezu ein halbes Jahrhundert die geistigen, kulturellen und wissenschaftlichen Geschehnisse des Herzogtums, insbesondere die seiner Metropolen Weimar und Jena beeinflußt hat, schätzte die chemisch-pharmazeutische Kompetenz von Bucholz über alle Maßen: „Was die Chemie betrifft, so dürfen wir uns derselben vorzüglich rühmen. Herr Bergrat Bucholz hat von den frühesten Zeiten her mit der Wissenschaft gleichen Schritt gehalten und die interessantesten Erfahrungen teils selbst gemacht, teils zuerst mitgeteilt und ausgebreitet“ (10). Dieses Lob wog schwer, denn Goethes Wort war wie auf anderen Gebieten so auch in der Chemie von besonderem Gewicht (11).

Im Grunde genommen hat sich jedoch Götting seinen akademischen Weg selbst geebnet, indem er ständig durch Leistung auf sich aufmerksam machte. Bereits in seiner Gehilfenzeit bei Bucholz verfaßte er ein erstes Buch, eine „Einleitung in die pharmazeutische Chymie für Lernende“ (1778), die

von seinem Prinzipal ob ihres „Beobachtungsgeistes“ und ihrer „Quellentreue“ mit lobenden Worten bedacht wurde (12). Bereits ein Jahr später begründete Götting mit dem „Almanach oder Taschenbuch fuer Scheidekünstler und Apotheker“ eine eigene Zeitschrift, die er über 20 Jahre redigierte. Götting verfolgte mit diesem Periodikum das Ziel, „die interessantesten Bemerkungen und neue, in der Chemie gemachte Entdeckungen zu sammeln, solche, womöglich, zu prüfen, und mit eigenen berichtenden Bemerkungen zu durchweben“ (13). Daß es ihm damit sehr ernst war, beweist die Tatsache, daß er in seinem „Almanach ...“ von 1789/90 unverzüglich ein Verzeichnis der neuen französischen chemischen Nomenklatur abdruckte und damit als einer der ersten Naturforscher in Deutschland das antiphlogistische System Lavoisiers bekannt machte (14).

Die frühen publizistischen Aktivitäten Göttings waren das eine, seine praktischen, zumeist analytischen Erfolge das andere. So war Götting zu dieser Zeit ebenso erfolgreich mit der Untersuchung „eines mißliebigen salzigen Auswuchses“ an den Mauern des Schlosses Schwarzburg (1782) beschäftigt wie mit der Analyse einer angeblich bei Ilmenau entdeckten Heilquelle (1784) oder mit der „Erklärung der verschiedensten atmosphärischen Gasarten“. Des weiteren erteilte er Ärzten und Apothekern dankbar aufgenommene Ratschläge, wie man sich vor „verfälschten Waren“ schützen kann (15, 16).

Es nimmt also nicht wunder, daß man auf diesen erfolgreichen und sachkundigen Apothekengehilfen aufmerksam wurde. Es lag nahe, ihn für die Übernahme einer akademischen Tätigkeit an der Jenaer Universität vorzubereiten. Dem Charakter des insbesondere auf Nützlichkeit orientierten 18. Jh. entsprechend kamen vor allem solche dringend benötigten und bislang ein wenig vernachlässigten Gebiete wie „Scheide- und Arzneikunst“ sowie „Gewerbekunde“ in Frage. Durch Vermittlung von Goethe und Bucholz und mit Hilfe eines herzoglichen Stipendiums wurde es Götting 1785 möglich, zur Vorbereitung auf seine Universitätslaufbahn ein zweijähriges Studium der Naturwissenschaften an der Universität Göttingen zu absolvieren. Anschließend konnte er sich auf einer Studienreise durch die Niederlande und durch England mit neuen Erkenntnissen auf chemisch-technologischem Gebiet vertraut machen.

Auf diese Art bestens gerüstet, trat Götting 1789 seine Tätigkeit an der

Almanach
oder
Taschenbuch
für
Scheidkünstler und Apotheker
auf
das Jahr 1780.



dritte aufs neue durchgesehene Auflage.

Weimar,
in der Hofmannischen Buchhandlung.

Abb. 2: Titelblatt von Göttings „Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker“, eines der ersten chemisch-pharmazeutischen Periodika.

Universität Jena als außerordentlicher Professor für Philosophie mit Lehrauftrag für Chemie, einschließlich Pharmazie und Technologie, an. Zuvor hatte er noch eine wichtige akademische Hürde zu nehmen, seine Promotion zum Dr. phil. Diese meisterte er am 24. Januar 1789 ohne lateinische Dissertationsschrift.

Das Lebenswerk Göttings

Des frischgebackenen Professors Götting vordringliches Ziel bestand nunmehr darin, das theoretische und praktische Niveau der naturwissenschaftlichen Bildung seiner Zeit zu erhöhen und insbesondere die Chemie aus ihrer tradierten Rolle als „Dienerin der Pharmazie und der Medizin“ zu befreien. Götting war fest davon überzeugt, daß „in der Pharmazie, Technologie oder Fabrikwissenschaft, Oekonomie und Metallurgie ... ohne chymische Grundsätze nichts auszurichten sei“ (17). Deshalb bot er seinen Hörern auch praktische Exkursionen nach Ilmenau, Saalfeld, in den Harz sowie ins Erzgebirge an (18).

Das Schwergewicht von Göttings theoretischer und praktischer Tätigkeit läßt sich in sieben Punkten zusammenfassen:

1. In Göttings Beitrag zur Entwicklung der Pharmazie, der vor allem in der Aus- und Weiterbildung von Apothekern sowie in der eigenen Tätigkeit als praktischer Apotheker sichtbar wurde;

2. In Göttings Beitrag zur Popularisierung der antiphlogistischen Chemie, der ihn in Deutschland in die vorderste Reihe der Verfechter dieses neuen theoretischen Systems stellte;

3. In der von Götting entwickelten antiphlogistischen Lichtstoffkonzeption, mit deren Hilfe er die neue Theorie zu beweisen und ausdifferenzieren suchte;

4. In Göttings umfänglichen experimentellen Arbeiten, deren Vielfalt lediglich angedeutet werden kann und die letztlich Ergebnis seiner Arbeitsmaxime war. Diese lautete: „Das Studium der Chemie erfordert eine Menge Erfahrungen, womit man vertraut seyn muß, und wozu man blos durch Selbstexperimentieren gelangen kann“ (19);

5. In Göttings Rolle als Lehrer der Chemie und Pharmazie sowie in seiner Eigenschaft als Verfasser eines umfangreichen Schrifttums, das eine Vielzahl von Einzelpublikationen und mehr als 20 monographische Lehr- und Nachschlagewerke umfaßte, beispielsweise

- Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker (1780–1802)
- Technologisches Taschenbuch für Künstler, Fabrikanten und Metallurgen (1786)
- Versuch einer physischen Chemie für Jugendlehrer beym Unterricht (1792)
- Beytrag zur Berichtigung der antiphlogistischen Chemie, auf Versuche gegründet (2 Bände, 1794–1798)
- Handbuch der theoretischen und praktischen Chemie (3 Bände, 3. Teil als Handbuch der Pharmazie, 1798 bis 1800)
- Praktische Anleitung zur prüfenden und zerlegenden Chemie (1802)
- Physisch-chemische Encyclopädie oder physisch-chemischer Hausfreund (3 Bände, 1804–1807)
- Elementarbuch der chemischen Experimentierkunst (2 Bände, 1808 bis 1809).

6. In Göttings Bemühungen um die Verbreitung chemischer Kenntnisse, die mit der Herstellung und dem Verkauf von transportablen Kleinstlaboratorien und den dazu gehörenden Arbeitsvorschriften („Vollständiges che-

misches Probircabinet“, 1790) ökonomische Bedeutung erlangten;

7. In Göttings Beiträgen zur Lösung gewerblicher und technologischer Probleme, die in seine mit Betriebsbesichtigungen verbundenen Vorlesungen einfließen und die bei der Herstellung von Soda und Kochsalz (1781) sowie von Rübenzucker (1799) praktisches Gewicht erhielten.

Da umfangreiche Aussagen zu all diesen Punkten hier aus Platzgründen nicht möglich sind, sollen sie weiteren Publikationen vorbehalten bleiben. Insbesondere über Göttings antiphlogistische Lichtstoff-Konzeption wurde bislang wenig reflektiert.

Die Wirkung von Göttings Gedankengut blieb nicht nur auf Jena beschränkt. Es fand Eingang in die gesamteuropäischen Auseinandersetzungen um die Anerkennung des antiphlogistischen Systems, die bekanntlich erst zu Anfang des 19. Jh. ihren Abschluß fanden. Johann Friedrich August Götting kann in Deutschland mit Fug und Recht als ein früher Wegbereiter dieser Entwicklung bezeichnet werden.

Literatur und Anmerkungen

- (1) Döbling, H.: Die Chemie in Jena zur Goethezeit, Jena 1928, S. 2.
- (2) Wie Anm. (1), S. 4.
- (3) Chemnitz, F.: Die Chemie in Jena von Rolfinck bis Knorr (1629–1921), Jena 1929 sowie u. a. A. Gutbier: Goethe, Großherzog Carl August und die Chemie in Jena. Jena 1926; H. Döbling: Die Chemie in Jena zur Goethezeit. Jena 1928; W. Poethke: Über die Entwicklung des Instituts für Pharmazie und Lebensmittelchemie der Friedrich-Schiller-Universität Jena. In: Pharmazeut. Zentralhalle für Deutschland 93 (1954) 129; W. Hom: Pharmazie und Pharmakologie an der Universität Jena von 1548/58 bis 1854/64. Inaugural-Diss. an der Mathemat.-Naturwiss.-Techn. Fakultät der Univ. Jena. Jena 1974; R. Stolz: Chymia Jenensis. In: Wiss. Z. Univ. Jena. Reihe Alma Mater Jenensis, H. 7, Jena (1989); M. Steinmetz (Hrsg.): Geschichte der Universität Jena 1548/58 bis 1958, 2 Bde., Jena 1958; S. Schmidt (Hrsg.): Alma mater Jenensis – Geschichte der Universität Jena. Weimar 1983.
- (4) Hom, W.: Pharmazie und Pharmakologie an der Universität Jena von 1548/58 bis 1854/64. Inaugural-Diss. an der Mathemat.-Naturwiss.-Techn. Fakultät der Univ. Jena. Jena (1974) 34.
- (5) Wie Anm. (3) sowie insbes. E. Giese, B. von Hagen: Geschichte der Medizinischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Jena 1958.

- (6) Strube, I., R. Stolz und H. Remane: Geschichte der Chemie. Berlin 1986.
- (7) Vgl. insbes. Steinmetz, M. (Hrsg.): Geschichte der Universität Jena 1548/58–1958. 2 Bde. Jena 1958 sowie S. Schmidt, (Hrsg.): Alma mater Jenensis – Geschichte der Universität Jena. Weimar 1983.
- (8) Wie Anm. (3) sowie Möller, R.: Chemiker und Pharmazeut der Goethe-Zeit. Eine Skizze des Lebens und Schaffens Johann Friedrich August Göttings. In: Pharmazie 17 (1962) 624; A. Schmitson: Johann Friedrich August Götting. Jena 1811; H. Schelenz: Geschichte der Pharmazie Berlin 1904; H. Grünbaum: Die chemische Verwandtschaftslehre in Goethes Wahlverwandtschaften. In: Chemiker-Ztg. 32 (1908) 1173; J. Schiff: Johann Friedrich August Göttings Briefe an Goethe. In: Jahrbuch der Goethe Gesellschaft 14 (1928) 130; A. Adlung: Johann Friedrich August Götting. In: Apotheker-Ztg. (1930) 500; F. Ferchl: Chemisch-pharmazeutisches Bio- und Bibliographikon. Mittenwald 1937; W. Schneider: Der Apotheker Götting. In: Pharm. Ind. 17 (1955) 28; W. Aigner: Die Beiträge des Apothekers Johann Friedrich August Götting (1755–1809) zur Entwicklung der Pharmazie und Sauerstoffchemie. Inaugural-Diss. an der Fakultät für Chemie und Pharmazie der Univ. München. München (1985); W.-H. Hein und H.-D. Schwarz (Hrsg.): Deutsche Apotheker-Biographie (Bd. 43). Stuttgart 1975, S. 216; NDB, Bd. 6, S. 580; Poggen-dorff I, Sp. 923.
- (9) Wiegand, J. Ch.: Historisch-kritische Untersuchung der Alchemie oder der eingebil-det Goldmacherkunst. Weimar 1777, S. IV.
- (10) Zit. nach: Möller, R.: Chemiker und Pharmazeut der Goethe-Zeit. In: Pharmazie 17 (1962) 625.
- (11) Voigt, W., U. Sucker: Johann Wolfgang von Goethe. Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner. Bd. 38, Leipzig 1982, S. 67/68.
- (12) Götting, J. F. A.: Einleitung in die pharmazeutische Chemie für Lernende. Altenburg 1778. Vorrede von W. H. S. Bucholz, S. V.
- (13) Götting, J. F. A.: Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker auf das Jahr 1790. Weimar 1790, S. A 1 (Vorbericht).
- (14) Wie Anm. (13), S. 147.
- (15) Wie Anm. (10), S. 626.
- (16) Zit. nach: Gutbier, A.: Goethe, Großherzog Carl August und die Chemie in Jena. Jena 1926, S. 9.
- (17) Götting, J. F. A.: Allgemeine Übersicht der Chemie als Einleitung zu Hagens Lehrbuch der Experimentalchymie. Jena 1786, S. 3/4.
- (18) Wie Anm. (17), S. 16.
- (19) Götting, J. F. A.: Elementarbuch der chemischen Experimentierkunst. Teil I, Jena 1808, S. III.

Prof. Dr. habil. Rüdiger Stolz
Inst. für Geschichte der Medizin,
Naturwiss. und Technik
Ernst-Haeckel-Haus
der Friedr.-Schiller-Universität
Berggasse 7
O-6900 Jena

Beiträge zur Kenntnis deutscher Apotheken-Fayencen

IX. Gefäße mit Blattkranzdekor der Fayencefabriken in Kassel und Nürnberg

Von Wolfgang-Hagen Hein, Frankfurt
und Dirk Arnold Wittop Koning, Amsterdam

Schon in den beiden ersten Mitteilungen dieser Reihe* wurden Fayencegefäße mit der in Kobaltblau ausgeführten Blattkranz-Kartusche abgebildet. Wie dort ausgeführt, folgten die deutschen Fayencemanufakturen im 18. Jahrhundert mit dieser Form des Dekors dem Vorbild der Delfter Apothekengefäße, die weithin in Europa Anklang gefunden und den Markt bestimmt hatten. Da die Gefäße mit dem Blattkranzdekor sich zur Ausstattung jeder Apotheke eigneten, konnten sie von den Fabriken auf Lager gearbeitet werden. Sie stellen heute gegenüber Gefäßen mit einem speziellen Dekor wie einem Apothekenwahrzeichen den weit überwiegenden Teil der erhaltenen deutschen Apothekengefäße des 18. Jahrhunderts dar.

Nur auf den ersten Blick wirkt dieser Blattkranzdekor der verschiedenen deutschen Fabriken einheitlich. Betrachtet man ihn genauer, dann zeigen sich vielfältige Unterschiede. An der Vereinigungsstelle der beiden Kranz-Enden oben ist meist eine stilisierte Blüte in verschiedensten Ausführungen eingefügt. An deren beiden Seiten treten fast immer zwei größere lanzettliche Blätter aus dem Kranz heraus. Ihnen schließen sich meist auf jeder Seite zwei kleinere stilisierte Blüten in Seitenansicht an. Weiter unten unterbricht den Kranz dann auf dem „Äquator“ auf beiden Seiten eine in Aufsicht gemalte Blüte. Unten sind meist zwei sich kreuzende Zweig-Enden und eine verschiedenartig geformte Schleife angebracht.

Für eine Gruppe der leider nie mit einer Bodenmarke versehenen Apothekengefäße der Frankfurter Manufaktur konnte als bezeichnendes Merkmal ein unten am Kranz-Ende befindliches Schleifchen herausgestellt werden (1). Charakteristisch für Ansbacher Gefäße mit diesem Blattkranzdekor war eine den Kranz krönende fünfzippelige Blüte, deren drei innere Blät-

ter länger als die beiden äußeren waren (2). Diese Merkmale ermöglichen es, auch unsignierte Gefäße mit diesem Dekor den Manufakturen in Frankfurt oder Ansbach zuzuschreiben.

Wir wollen hier zwei weitere durch besondere Merkmale charakterisierte Fayencetypen mit dem Blattkranz behandeln, die künftig auch bei unmarkierten Stücken eine Zuschreibung zum Herstellungsort erlauben sollen. Das erste Gefäß ist ein bauchiger Apothekentopf von 13,7 cm Höhe aus der Sammlung der Firma Hoffmann-La Roche AG in Grenzach (Abb. 1) (3). Seine Kartusche ist in dem etwas tintigen, dunklen Blau ausgeführt, das für Erzeugnisse der 1680 gegründeten Manufaktur in Kassel typisch ist. Tatsächlich trägt das Stück auf dem Boden die Kasseler Marke HL in ligierter Form, die Hessenland bedeutet. Es dürfte der Zeit zwischen 1750 und 1770 entstammen. Das Auffällige der Kartusche dieses Blattkranzes ist die oben aufsteigende, kräftig ausgeführte dreiblättrige stilisierte Blüte, die in etwa wie die Lilie im französischen Bourbonenwappen

wirkt. An sie schließen sich ganz dicht jeweils zwei lanzettliche Blätter und dann zwei dreizipfelige Blüten an. Den gleichen Dekor zeigt ein ebenfalls mit HL gemarktes Gefäß aus einer Apotheke in Zierenberg bei Kassel, das sich im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg befindet und von Ursula Kranzfelder in ihrem vorzüglichen Katalog beschrieben wurde (4). Man kann also künftig Gefäße mit der auffallenden dunkelblauen dreiblättrigen Blüte oben, auch wenn sie keine Bodenmarke besitzen, der Kasseler Fayencefabrik zuschreiben.

Die beiden nächsten Gefäße aus dem Besitz des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg tragen eine sehr ähnlich ausgeführte Kartusche in Kobaltblau. Aufgrund ihrer Bodenmarken (Buchstabenkombination und ausgezogene Zahl 4, die wie das alchemistische Zeichen für Zinn bzw. Jupiter aussieht) wurden sie in der Nürnberger Fayencefabrik etwa um die gleiche Zeit wie das Kasseler Gefäß angefertigt. Das besondere Merkmal der Blattkränze ist bei diesen Gefäßen, daß zwischen die Blätter Beeren gestreut sind, und zwar so, daß immer auf zwei Blattpaare ein Beerenpaar folgt. Auffällig ist weiter das Fehlen der beiden Seitenblüten neben den großen eingerollten Blättern oben und die große Doppelschleife unten am Kranz-Ende.

Das kaum mehr als Blüte anzusprechende Gebilde, das den Kranz oben krönt, besteht bei dem bauchigen Topf mit dem betonten Fuß (Abb. 2) aus drei kreisrunden Blättern, hinter denen acht Tupfen aufsteigen. Unter diesem Gebilde ragen in das Kranzinnere zwei Bee-

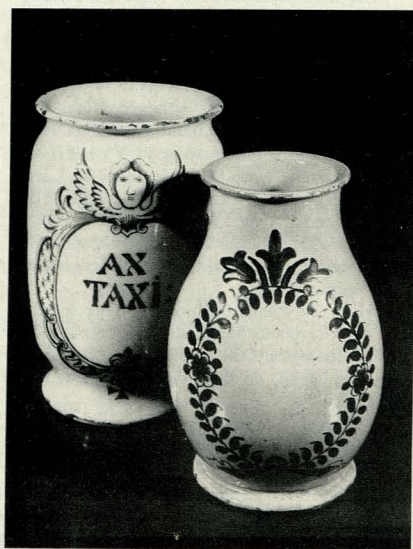


Abb. 1. Im Vordergrund bauchiger Apothekentopf aus Kassel; im Hintergrund Albarello aus Kelsterbach. Sammlung Hoffmann-La Roche, Grenzach



Abb. 2. Bauchiger Apothekentopf mit Fuß der Manufaktur Nürnberg. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg. Inv. Nr. PHM 2376 + 2198

* Beitr. Gesch. Pharmazie 37 (1985) 20/240 und 26/246

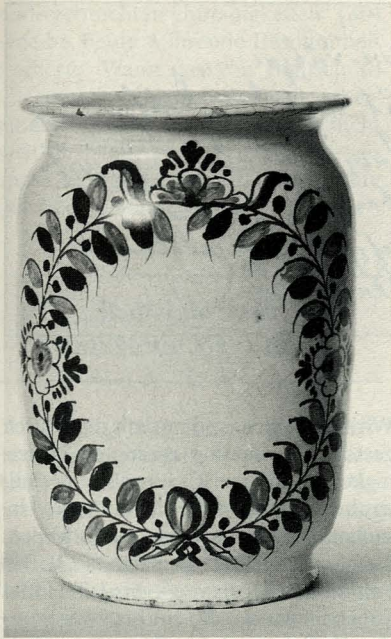


Abb. 3. Albarello der Manufaktur Nürnberg. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg. Inv. Nr. Ke 1678 + 199

ren. Die analoge Krönung des Kranzes auf dem fast walzenförmigen Albarello (Abb. 3) besteht aus fünf Blütenblättern und neun zum Teil ineinander fließenden Tupfen. Darunter sind im Kranzinneren hier keine Beeren einge-

malt, sondern vier Kranzblätter. Das Einstreuen von Beeren in den Blattkranz, wie wir es auf beiden Fayencen sehen, ist für eine große Zahl von in der Nürnberger Fabrik entstandenen Apothekengefäßen eigentümlich, obgleich diese Manufaktur durchaus auch Gefäße mit beerenlosem Blattkranz gefertigt hat.

Nun haben auch noch zwei andere deutsche Fayencefabriken Kartuschen ihrer Apothekengefäße mit Blattkranz und Beeren bemalt: Bayreuth und Ludwigsburg. Doch lassen sich deren Erzeugnisse, ganz abgesehen von einer anderen Ausführung des Dekors, sehr einfach von den Nürnberger Fayencen mit Blattkranz und Beeren unterscheiden. Sie tragen nämlich immer die charakteristischen Bodenmarken Bayreuths (die Buchstabenfolgen B. F. S., B. P. F. oder B. P.) oder Ludwigsburgs (die beiden gegenständig verschlungenen Buchstaben C). Von letzteren sind im übrigen bisher nur zwei Stücke bekannt geworden, die sich in der Sammlung W. Teschke, Berlin, befinden. Im Gegensatz zu den immer durch ihre Manufakturmarke gekennzeichneten Gefäßen Bayreuths und Ludwigsburgs sind offenbar viele Nürnberger Stücke ohne Marke in den Handel gekommen, was vielleicht in ähnlicher Weise wie in Frankfurt mit den Gepflogenheiten des Messeplatzes zu erklären sein dürfte.

Stößt man also auf deutsche Apothekenfayencen, deren Blaudekor aus Blattkranz und Beeren in Form der beiden abgebildeten Beispiele oder ähnlichen, die Ursula Kranzfelder abbildete (5), besteht, dann kann bei Fehlen der Manufakturmarken von Bayreuth und Ludwigsburg auf Nürnberg als Herstellungsort geschlossen werden.

Literatur und Anmerkungen

- (1) Hein, W.-H.: Eine Gruppe Frankfurter Fayencen mit Blattkranzdekor. In: Beitr. Gesch. Pharmazie 37 (1985) 20–22.
- (2) Hein, W.-H. u. D. A. Wittop Koning: Gefäße mit Blattkranzdekor aus der Ansbacher Manufaktur. In: Beitr. Gesch. Pharmazie 37 (1985) 26f.
- (3) Wie einem im Besitz des ersten der Verfasser befindlichen Foto-Katalog zu entnehmen ist, befanden sich zwei solcher Gefäße einst in der Sammlung A. Michaelis, Berlin, von denen das abgebildete jetzt in Grenzach ist.
- (4) Kranzfelder, U.: Zur Geschichte der Apothekenabgabe- und Standgefäße ... Diss. München 1982, S. 450, K 12.
- (5) Wie Anm. (4), S. 453–459.

Anschriften der Verfasser:
Prof. Dr. Wolfgang-Hagen Hein
Pfaffenwiese 53
6230 Frankfurt/Main 80

Doz. Dr. Dirk Arnold Wittop Koning
Raphaëlstraat 22
NL-1077 P. V. Amsterdam

Natron als Allheilmittel

Arzneitherapie nach August Wilhelm Bullrich

Von Axel Helmstädter, Viernheim

„Ja schon der Jäger aus Kurpfalz nahm oft und gerne ‚Bullrich-Salz‘“ behauptet ein Werbespruch, dessen zweifelhafter historischer Wahrheitsgehalt hier nicht zur Diskussion steht. Das nicht zuletzt durch diese gefällige Art der Publikumswerbung bekannte Antazidum ist indes ohne Zweifel eine pharmaziehistorische Betrachtung wert, gehört es doch zu den ältesten deutschen Arzneifertigwaren.

Apotheker August Wilhelm Bullrich (1802–1859)

Das heute aus reinem Natriumhydrogencarbonat bestehende Präparat trägt den Namen des Berliner Apothekers August Wilhelm Adolph Bullrich, einer

markanten Persönlichkeit. Einem Zeitungsbericht zufolge soll er durch seine „trotz junger Jahre bereits schneeweißen Haare, sein durch eine scharfe Adlernase gezieltes Gesicht und durch seine jedem Modezwange abholde Tracht“ aufgefallen sein (1) (Abb. 1). Er wurde am 31. Juli 1802 als Sohn von August Siegmund und Friedericke Wilhelmine Bullrich geb. Reichel in

Berlin geboren (2). Während sein einziger Bruder Carl Wilhelm das Konditorhandwerk erlernte, legte August Wilhelm nach eigenen Angaben das preußische Examen zum „Apotheker erster Klasse“ ab (3). Im Jahre 1834 (4) erwarb er zusammen mit einem gewissen G. Z. Knobloch die Berliner Seifen- und Parfümeriefabrik Franz Carl Stegmann (5). Das seit 1827 bestehende (6) und offensichtlich nicht ganz unbedeutende Unternehmen nahm unter Bullrich weiteren Aufschwung. Ein Bericht zur Berliner Gewerbeausstellung von 1844 lobt die „gute Beschaffenheit“ der ehemals Stegmannschen Seifenartikel (7), für die Bullrich, der seit 1843 die Firma allein führte, sogar mit einem Preis ausgezeichnet worden sein soll (8). Am 1. April 1851 eröffnete der „Apotheker erster Klasse“, „Parfümerie- und Toiletteseifenfabrikant“ und „Hoflieferant seiner Majestät des Königs und seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich der Niederlande“ (9)

ein zweites Geschäftslokal in der Leipziger Str. 30 (10). Der fromme und bibelfeste Mann (11) verstarb am 3. Juli 1859 in Berlin; seine Witwe M. Bullrich geb. Crudelius führte das Geschäft zunächst weiter, verkaufte jedoch noch 1859 an einen gewissen W. C. E. E. Zoll (12). Bullrich hinterließ keine Kinder.

Bullrich als „Rathgeber bei Krankheitsfällen“

Seine literarische Hinterlassenschaft weist den Fabrikanten als moderaten Kritiker der ärztlichen Kunst seiner Zeit aus. Auf einem Notizzettel (Abb. 2), dem einzig heute noch zugänglichen Autographen August Wilhelm Bullrichs, stellte er „ad vocem Lutze“ die skeptische Frage: „Kann eine Universität mit der Doktorwürde den

*Frage ad vocem Lutze.
Kann eine Universität mit der Doktorwürde
in der medicinischen Wissenschaften auf
wissenschaftliche Bildung überführen?
A. W. Bullrich, wissenschaftlich gebildeter
Lehrer der natürlichen Philosophie.*

Abb. 2: Autograph A. W. Bullrichs

Leiden Therapievorschläge, derer sich der Leser „in Ermangelung des Bestandes schulrechter Ärzte“ im Notfall bedienen soll. Es verwundert nicht, daß neben allgemein bekannten Hausmitteln wie „Hoffmanns-Tropfen“ und Senfwickeln Heilmittel und Toiletteartikel des Hauses Stegmann eine herausragende Stellung einnehmen (16). So weist Bullrich unter anderem auf seine parfümiert und unparfmiert erhältliche Cocos-Seife hin, die er zur äußeren Anwendung bei Gicht (17) sowie zur Behandlung verschiedener Hautkrankheiten (18) empfahl. Ob seiner angeblich guten Qualität und Heilkraft preist er noch zahlreiche weitere Stegmann-Präparate wie den „aromatischen Badespiritus“, „aromatische Schwefelseife“, „aromatischen Augentaback (!)“, „Niederländische Zahntinktur“ (19), „Bandeuline- und Wachspomade“ sowie das von ihm selbst „in Form eines doppelten Brantweins zusammengesetzte Extrait de Genivre composé“ (20). Letzteres sollte insbesondere die Cholera schlagartig heilen: „Im Jahre 1849 ward ich zu einem Tischler gerufen, der an heftigen Cholera-Krämpfen litt [...]. Nach einem Esslöffel voll Extr[ait] de Genivre, verfiel er in heftigen Schweiß und hatte brennenden Durst, welcher mit Weißbier gelöscht wurde, am anderen Tage war er außer Bett, jedoch sehr angegriffen; den folgenden Tag aber arbeitete er an der Hobelbank“ (21). Bullrichs Heilungstheorie basiert auf humoralpathologischen Vorstellungen, die Körper- und „Säfte“-Reinigung gilt als elementare Grundlage der Genesung. Zur „Unterstützung des Reinigungsgeschftes der Natur“ (22) empfahl er fast in jedem Falle „kohlen-saures Natron“ („Natrium carbonicum acidulum“), dessen umfassende Heilkraft durch Beseitigung von sauren Unreinheiten zustande komme: „Es verdient, indem es einen großen Theil der Arzneimittel überflüssig macht, als das seit Jahrhunderten gesuchte Universalheilmittel betrachtet zu werden. Wenn es gleich auf den Körper keine

Wirkung äußert und nur mit den, durch gestörte Verdauung erzeugten Unreinigkeiten, die meist saurer Natur sind, zu thun hat, so ist die Methode die Ursachen der Krankheiten zu entfernen, doch unzweifelhaft die beste.“ (23). Die empfohlene Dosis von 1/2 bis 1 Teelöffel Substanz wurde alle ein bis zwei Stunden als Pulver oder in Form natronhaltiger Mineralwässer eingenommen.

„Bullrichs Sodawasser“

Bullrich setzte großes Vertrauen in die Heilkraft des Wassers, die er schon in der Bibel bestätigt sah (24). Den natürlichen Heilwssern lastete er an, nicht in idealer Weise die richtige Verdauung wieder herzustellen. Sie enthielten zu viele gelöste Stoffe und besaßen infolge ihres Gehaltes an Glauber- und Bittersalz eine zu stark abführende Wirkung, die den Körper zusätzlich schwäche (25). „Um diesem Uebelstande abzuhelfen“, bereitete der Berliner Apotheker im Jahre 1851 „Bullrichs Sodawasser“. Im Gegensatz zu „Selterswasser“ sollte es die Fähigkeit besitzen, auch „im Körper verhärtete Unreinigkeiten“ zu lösen und, ohne den Körper anzugreifen, die Verdauung zu unterstützen“ (26). Herausragende Indikationen des Sodawassers waren Hämorrhoiden, Nervenkrankheiten, Lähmungen, Wasserscheu, Magenkrämpfe, Katarakt und Kropf, dessen Entstehung Bullrich auf einen Mangel an Kohlensäure im Quellwasser zurückführte (27). Zu Bullrichs Zeiten war der Hauptbestandteil des „Sodawassers“, Na_2CO_3 , bereits seit langem vor allem als Antazidum bekannt (28). Das Bemerkenswerte an Bullrich-Salz liegt somit weniger in Zusammensetzung und Indikation des „Geheimmittels“ (29) als in der Art und Weise seiner Vermarktung, die dem „Chemischen Universal-Reinigungs-Salz zum Auswaschen der durch gestörte Verdauung in die Eingeweide



Abb. 1: Portrait A. W. Bullrichs auf historischer Bullrich-Salz-Packung

medizinischen Verstand, oder eine wissenschaftliche Bildung überhaupt geben?“. Er selbst bezeichnete sich als „wissenschaftlich gebildeten Lehrer der natürlichen Heilkunst“ (13). Mit diesem Selbstverständnis gab er 1853 einen 115 Seiten starken „Rathgeber bei Krankheitsfällen“ heraus (14). Hierin postulierte er drei Krankheitsursachen: „1. Gestörte Verdauung und die dadurch erzeugten Unreinigkeiten (gastrische), 2. Angegriffene und leidende Nerven, 3. Vergiftung, wozu die Ansteckung zu rechnen ist“ (15). Im folgenden macht er zu den verbreitetsten

weide gebrachten Unreinigkeiten“ (30) seine bis heute währende Berühmtheit bescherte. Wann das von Bullrich so sehr geschätzte Natron als Fertigarzneimittel eingeführt wurde, läßt sich nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich gelangte es erst nach 1850, also relativ spät, in den Handel (31).

„Bullrich-Salz“ und seine Werbung

Die Anfänge der industriellen Fertigung liegen ebenfalls im dunkeln; fest steht nur, daß zwischen der Firma August Wilhelm Bullrich und dem Unternehmen seines Bruders, Carl-Wilhelm Bullrich, langjährige patentrechtliche Streitigkeiten bestanden, bevor beide zwischen 1922 und 1924 vereinigt wurden (32). Paul Wever, ein langjähriger Mitarbeiter des Hauses, beschreibt anschaulich die damaligen Produktionsbedingungen des Präparates: „Das Sieben des Pulvermaterials erfolgte mit einer [...] primitiven Maschine, die mit

Durch Ankauf und Umbau des Hauses Kurfürstenstraße 19 in Berlin konnten die Produktionsbedingungen erst im Jahre 1929 verbessert werden, nachdem überaus originelle und erfolgreiche Werbekampagnen Bekanntheitsgrad und Umsatz von „Bullrich-Salz“ gesteigert hatten. Hervorzuheben sind vor allem sogenannte „Affichenmänner“ als wandelnde Plakatsäulen. Sie trugen „überlebensgroße Negerköpfe aus Pappmaché, an denen lange Mäntel befestigt waren, die ihre Träger völlig verdeckten und ihnen nur durch einen schmalen Schlitz in Augenhöhe die Orientierung ermöglichten. Vorder- und Rückseite waren mit gut lesbaren Werbetexten versehen. In Berlin kannte bald jedes Kind die originellen Bullrich-Salz-Riesen, und die bislang nicht dagewesene Art der Werbung brachte relativ schnell die ersten meßbaren Erfolge“ (34). Ferner sorgten große gelbe Blechschilder an Berliner Ausfallstraßen sowie ansprechende Apotheken-Dekorationen etwa in Form „transparenter Großpackungen mit Innenbeleuchtung“ für eine weite Verbreitung des Antazidums. Schilder in Straßen-

- Wer Bullrich-Salz erst einmal kennt sich nie im Leben davon trennt.
- Bei jedem Brand ... die Feuerwehr, bei Sodbrenn' aber Bullrich her!
- Ist Dir schlecht, so kann Dich retten: Bullrich-Salz auch in Tabletten.
- Hast Du zu Bullrich-Salz Vertrauen wirst Du alles gut verdauen.
- So nötig wie die Braut zur Trauung ist Bullrich-Salz für die Verdauung.
- Hat Dein Corpus etwas Stauung Bullrich fördert die Verdauung.
- Essen kannst Du ohne Pause hast Du Bullrich-Salz im Hause.
- Was der Faust für die Erbauung ist Bullrich-Salz für die Verdauung.

Abb. 3: Typische Zweizeiler aus der Bullrich-Salz-Werbung

einem Handschwungrad versehen war und durch Muskelkraft betrieben wurde. Das Siebgut fiel in eine große Kiste, aus der es wiederum von Hand, nämlich mit einer Blechschaukel (Schütte) in die Abfüllmaschine befördert werden mußte. Das alles geschah unter erheblicher Staubentwicklung, so daß alle, die in den niedrigen Kellerräumen damit zu tun hatten, wie Müller aussahen. Natürlich wurde der Pulverstaub auch eingeatmet; und da Bullrich-Salz für den Magen und nicht für die Lunge bestimmt ist, wirkte das keineswegs gesundheitsfördernd“ (33).

bahnen, Zeitungsanzeigen und Rundfunkdurchsagen taten ein übriges. Geworben wurde hauptsächlich in Form eingängiger Zweizeiler, die sich zum Teil geradezu als „geflügelte Worte“ einbürgerten (Abb. 3).

Bis zu Beginn des Zweiten Weltkrieges und bis zum Tode des Firmeninhabers Paul Spielhagen (1940) (35) florierte „A. W. & C. W. Bullrich“. Dann folgten schwere Jahre, die dank der Initiative Paul Wevers jedoch überbrückt werden konnten (36). Wever und die Witwe Paul Spielhagens führten die Geschäfte nach Kriegsende noch bis zum

Jahre 1972, als die Firma in die Hand eines Neffen der Witwe, Paul Spielhagen jun., überging. Seit 1982 verfügt die Firma Delta-Chemie, Dr. Krauß & Dr. Beckmann, Neu-Isenburg, über die Rechte an Bullrich-Salz.

Literatur und Anmerkungen

- (1) Pharm. Ztg. 42 (1897) 638.
- (2) Frdl. Mitteilung Kirchenbuchstelle evang. Zentralarchiv Berlin vom 30. April 1990.
- (3) Archivalische Nachweise über Ausbildung und Prüfung ließen sich nicht ermitteln (frdl. Mitteilung Zentrales Staatsarchiv Merseburg vom 15. Mai 1990). Bullrich soll in der Berliner (?) Apotheke zum Schwarzen Adler Provisor gewesen sein. Vgl. Holm-Dietmar Schwarz: August Wilhelm Adolph Bullrich. In: Dtsch. Apotheker-Biographie. Erg.-Bd. Stuttgart 1986, S. 60.
- (4) Pharm. Ztg. 42 (1897) 638. Schwarz [Anm. (3)] nennt das Jahr 1835.
- (5) Frdl. Mitteilung Geh. Staatsarchiv Preuß. Kulturbesitz vom 7. März 1990 nach dem Berliner Adreßbuch 1838; die Firma befand sich in der Stralauer Str. 33 in Berlin.
- (6) Wie Anm. (4).
- (7) Amtlicher Bericht über die allgemeine Deutsche Gewerbeausstellung zu Berlin. 3 Bde. Berlin 1845; hier Bd. 2, 42.
- (8) Pharm. Ztg. 42 (1897) 638.
- (9) Allgemeiner Wohnungsanzeiger nebst Adreß- und Geschäftshandbuch für Berlin, dessen Umgebungen und Charlottenburg. Berlin 1856, 54 (i. flg. WAnz). Zur Aussagekraft derartiger Titel vgl. Elmar Ernst: Das „industrielle“ Geheimmittel und seine Werbung (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, 12) Würzburg 1975, 107 u. 147.
- (10) Frdl. Mitteilung Geh. Staatsarchiv Preuß. Kulturbesitz, Berlin vom 7. März 1990.
- (11) Dies folgt z. B. aus seiner Schrift: Religion und Kirche, zur Beleuchtung der Schrift die Freimaurer und das Evangelische Pfarramt, aus der evangelischen Kirchenzeitung; eine Volksstimme. Berlin 1854.
- (12) WAnz 5. Jg., 1860, 66 u. pers. Mitteilg. Fa. Delta-Chemie, Neu-Isenburg vom 9. Januar 1991.
- (13) Das undatierte und unsignierte Dokument gelangte 1897 mit der Sammlung Theodor Wagener, Berlin, ans Germanische Nationalmuseum Nürnberg. Nähere Hinweise auf den Adressaten bestehen nicht (frdl. Mitteilung Germ. Nat. Mus. Nürnberg vom 7. Mai 1990). Eventuell handelt es sich um den in Anhalt-Köthen praktizierenden Homöopathen Arthur Lutze (1813–1870), der lange nach Eröffnung einer homöopathischen Praxis die Promotion nachgeholt hatte, um seine Berechtigung zur Ausübung der Heilkunde glaubhaft zu machen. Zu Lutze vgl. Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Der Homöopath Arthur Lutze und seine Poliklinik in Köthen. Die rechtliche Auseinandersetzung um die Homöopathie. In: Pharm. Ztg. 130 (1985) 816–821.
- (14) Bullrich, August Wilhelm: Rathgeber bei Krankheitsfällen, in Ermangelung des Bestandes schulrechter Ärzte. Berlin 1853. Seine früher erschienene Schrift: Aufschluß über die Cholera auf Erfahrung, nach wissenschaftlichen Prinzipien, gestützt für Aerzte und Nicht-Aerzte. Berlin 1849, war mir nicht zugänglich. Bereits 1831 hatte Bullrich ein „Cholera-Präservativ“ entwickelt [Bullrich (1853) 20].
- (15) Bullrich (1853) 8.

- (16) Insofern ist Bullrichs Veröffentlichung ein gutes Beispiel für die von Elmar Ernst beobachtete, werbewirksame Rechtfertigung des Geheimmittelhandels durch vorgebliche Menschenfreundlichkeit; vgl. hierzu Ernst (1975) 146. Zur Aufzählung der Stegmannschen Produkte vgl. Bullrich (1853) 108–114.
- (17) Zu trockene Haut sollte zu heilsamen Ausdünstungen nicht in der Lage sein. Vgl. l. c., 34.
- (18) l. c., 48–49. Zur Cocos-Seife vgl. l. c. 109–110.
- (19) „Einige Tropfen Niederländische Zahntinktur hingegen unter das Mundwasser, zum täglichen Gebrauch gemischt, entfernen alle Zahnschmerzen für immer.“ l. c., 79.
- (20) l. c., 97.
- (21) l. c., 37.
- (22) l. c., 29.
- (23) l. c., 99.
- (24) Bullrich, August Wilhelm: Ueber Heilwässer, natürliche und künstliche, und ihre Wirkung auf den menschlichen Körper in Rücksicht auf die Gesundheit. Berlin 1853, 8.
- (25) Bullrich (1853, Rathgeber) 92–93. u. Bullrich (1853, Heilwässer) 12. Ist in Einzelfällen dennoch ein Laxans indiziert, empfiehlt Bullrich die Gabe von Rhabarber.
- (26) Ferner schreibt Bullrich von seinem Wasser: „Auch ist es imstande, als angenehmes Ge-

tränk nach Festmahlen den Champagner zu ersetzen, welcher in vielen Fällen [...] Uebelkeit und Erbrechen hervorbringt, während mein Soda-Wasser [...] Behaglichkeit und Wohlsein zur Folge hat.“ Bullrich (1853, Rathgeber) 93.

- (27) l. c., 79.
- (28) Zur Geschichte der Antazida vgl. Wolfgang Rösch u. Ulrike Meyer: Konservative Ulcus-Therapie im Wandel der Zeit. Bielefeld 1981, 71–74.
- (29) Zur Definition des Begriffes „Geheimmittel“ vgl. ausf. Ernst (1975) 50–53.
- (30) Archiv der Pharmacie 124 (1853) 109.
- (31) In Bullrichs 1853 erschienenem „Rathgeber“ ist nur Natron als Substanz sowie das beschriebene „Soda-Wasser“ erwähnt. Pharm. Ztg. 42 (1897) 638 nennt 1840 als Einführungsdatum; zweifelhaft erscheinen Angaben, nach denen der Handelsname bereits 1827 bestanden haben soll; so Wilhelm Vershofen: Die Anfänge der chemisch-pharmazeutischen Industrie Bd. 1 (1949) 118 und Fritz C. Müller: Wer steckt dahinter? – Namen, die Begriffe wurden. Düsseldorf u. Wien 1964. S. 62.
- (32) Vgl. hierzu Paul Wever: Entstehung und Entwicklung der Firma A. W. und C. W. Bullrich. Berlin 1974, 1–2 sowie pers. Mitteilg. Fa. Delta-Chemie, Neu-Isenburg, vom 9. Januar 1991. Die Firma C. W. Bullrich war im Jahre

1863 vom Bruder August Wilhelms und dessen ehemaligem Mitarbeiter W. Assmann gegründet worden. Nach Aktenlage wurde am 6. September 1895 das Warenzeichen Original Bullrich-Salz unter Nr. 11035 für die Firma C. W. Bullrich eingetragen, obwohl A. W. Bullrichs Unternehmen Priorität besaß. Letzteres erhielt erst am 8. November 1902 die Rechte an Bullrich-Salz zugesprochen (Warenzeichen-Nr. 60516). Worauf sich die auf der in Abb. 1 ersichtliche „Markengesch. Nr. 58168“ bezieht, ist unklar.

- (33) l. c., 2.
- (34) l. c., 4. Zur damals üblichen Werbepaxis vgl. Ursula Lill: Die pharmazeutisch-industrielle Werbung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, 56). Stuttgart 1990. Sie erwähnt Bullrich-Salz indes nur am Rande.
- (35) Paul Spielhagen hatte 1920 das Unternehmen von der Familie Bullrich übernommen.
- (36) Zum Schicksal des Unternehmens in den Kriegsjahren vgl. Wever (1974) 8–11.

Anschrift des Verfassers:
Dr. Axel Helmstädter
Einsteinstraße 10
6806 Viernheim

Eine Medikamentenrechnung von 1802

Von Hans-Rudolf Fehlmann*, Möriken

Apotheker Wydler aus der schweizerischen Kleinstadt Aarau bemühte sich 1802, das französische Element der napoleonischen Helvetik in seine Medikamentenrechnung einfließen zu lassen (z. B. Manne de Calabre, Pots et Bouteilles etc.). Diese Rechnung wurde der „Municipalitaet der Stadt Arau“ für Lieferungen an „den fränkischen Arzt“ gestellt. Es erscheint reizvoll, die Arzneien mit zwei zeitgenössischen Inventar-Listen von 1799 und 1844 aus der Klosterapotheke des Benediktinerklosters Muri (AG) zu vergleichen (siehe Tabelle).

Die Apotheke Wydler in Aarau

In der schweizerischen Kleinstadt Aarau betrieb seit etwa 1752 Wilhelm Wydler nebeneinander das Gewerbe eines Apothekers und eines Posthalters. Sein Sohn, Jakob Wilhelm Wydler

(1761–1811), ebenfalls Apotheker, vertrieb neben Heilmitteln auch Speereien. Er hatte die väterliche Apotheke im Jahre 1785 übernommen.

Im Aargauischen Staatsarchiv, Aarau, Abteilung Helvetik, liegt als Original-Urkunde eine am 23. November 1802 ausgestellte Rechnung für Lieferungen des Apothekers Jakob Wilhelm Wydler an den „fränkischen Arzt“ in Aarau (Abb. 1).

Ende des 18. Jh. war es für die beiden damaligen Kleinstadt-Apotheker schwer, einen einigermaßen lukrativen Umsatz zu erzielen. Die sechs bis zehn Ärzte, die dazumal im wenig bevölker-

ten Aarau praktizierten und selbst Arzneien verkauften, wußten, vereint mit dem Unabhängigkeitsbestreben der Stadtväter, Monopolgelüste der beiden Ortsapotheker zu verhindern. Auch eine ungesetzliche Ausübung des Arztberufes von Wilhelm Wydler, Warz, nützte diesem nichts, weil er in einem strengen Examen vor dem Bernischen Medizin-Kollegium versagte.

Auf die Familie Wydler, die bis 1904 die Apotheke besaß, folgte die Familie Göldlin-von Tiefenau, die heute in der dritten Generation Besitzer ist.

Die Zeit der „Helvetik“ im Kanton Aargau

Die alte Staatsordnung in der Schweiz wurde durch die von Napoleon aufgewungene „Helvetik“ (1798–1802) abgelöst. Teile des heutigen Kantons Aargau waren seit 1415 unter bernischer Herrschaft. Bekanntlich marschierten 1798 französische [fränkische!] Truppen in die Schweiz ein, um dieses Land als Vasallenstaat zu gewinnen und den bernischen Staatsschatz zu plündern.

* Dr. phil. habil. Willem F. Daems, CH-4144 Arlesheim, und Stadtarchivar Dr. phil. Martin Pestalozzi, CH-5000 Aarau, danke ich für wertvolle Hinweise.

Handwritten document from the Municipalität der Stadt Uri, Uri, dated 1802. It lists various medicines and their prices in Swiss francs (S) and denarii (d).

Medikament	Preis (S/d)
1. once (emetiq.)	12
6. once Ipecacuana	9
3. once Opium depurée & pulvérisée	10
4. d. Manna de Calabre	8
2. folia Tamarind. crud.	8
6. Tamarind.	8
1. Ungt. ad scabiem	6
1. Matris	12
1. d. Ebshamensis	28
1. Hordeum mundat.	12
1. Vign. Liquiritid.	3
3. Rad. Lappathi. acuti.	16
1/2. Sicut. hui.	16
2. Syrup. de Alb. fernal.	3
1. Diacod. c. opio.	2
2. Rubi. idaei.	3
1/2. Pulvis. Rad. Rhabarb. opt.	6
1/2. Crem. Tartar.	12
3. Mel. optim.	15
1. Pillule. Bellostij.	19
Cost. & Bouteilles.	10
Gesamt	191

Die 1. Liste an drei verschiedenen Medicamenten für die ab 1. 5. 8.

livre (Pfund)	Schilling (solidus)	d = Denarius (Pfennig)
1 once = Unze	Emeti(que) = Tartarus stibiatus, Syn. Emétique (1)	
6 onces	Ipecacuana	
3	Opium dépuré et pulvérisé (2)	
4 (Pfund)	Manne de Calabre (Manna calabrensis)	
2	folior(um) Sennae alex (andrinae)	
6	Tamarind(us) = (Fructus tamarindorum)	
4	Ung(ue)n(t)um ad scabiem (3)	
1	Ung Matris (4)	
4	(= Sal) Ebshamensis = (Magnesium sulfuricum) (5)	
4	Hordeum mundatum	
4	Lignum Liquiritiae	
3	Radix Lappathi acuti (z. B. Rhizoma rhei monachorum = Alpenampfer)	
1	Cerat(um) h (ni) (SATURN) Ceratum Saturni = Unguentum Plumbi et al. (6)	
2	Syrup(us) de Alth(aea) fernel(ii) (7)	
1	Syrup Diacod(ii) c(um) opio	
2	Syrup Rubi Idaei	
1	Pulvis Rad(icis) Rhabarb(aris) opt(imus)	
1	Pulvis Crem(or) Tartar(i) = Cremor Tartari; Tartarus depuratus C ₄ H ₅ O ₆ K	
3	Mell(is) optim(i)	
1	Pillules Bellostij (8) a 1 4 die once	
	Pots et Bouteilles (Töpfe und Flaschen)	
Geldwerte:	livre (Pfund) = alter Schweizerfranken	
	Schilling (solidus) 20 = 1 Pfund	
	Pfennig (denarius) 12 Pfennige = 1	

Abb. 1: Originalrechnung mit Transkription und Kommentar

Tabelle: Arzneibezeichnungen der napoleonischen Helvetik im Vergleich zu zwei Inventarlisten von 1799 und 1844 aus dem Benediktiner Kloster Muri

Medikament	Inventar 1799	Inventar 1844
Emetique = Tartarus stibiatus	—	Tartarus stibiatus
Ipecacuanna	—	Radix ipecacuana
Opium dépuré et pulvérisé	—	Opium pulveratum
Manne de Calabre	Manna	Manna calabrensis
Tamarind.	Tamarindus crudus	Tamarindus
Unguentum ad scabiem	—	—
Unguentum Matris	—	Ungt. matris
Sal Ebshamensis	—	—
Hordeum Mundatum	(Gerstenzucker)	Hordeum mundatum
Lignum liquiritiae	Süßholzpulver	Radix liquiritiae
Rad. lapathi acuti	—	Rad. lapathi acuti
Ceratum Saturni	Emplastr. Saturni	Emplastr. Saturni
Syrup de Althaea fernel	—	Syrup Althaeae
Syrup Diacodii c. opio	—	Sirup. diacod. c. opio
Syrup Rubi idaei	Syrup. Rubi idaei	—
Pulvis Rad. Rhabarb. opt.	Pulvis Rhei	Radix rhabarbaris
Cremor Tartar.	Cremor Tartari	Cremor Tartari
Mell. optim.	Honig	Mel crudum
Pillules Bellostij	—	—

Dieser Stadt-Staat konnte der Übermacht der Franzosen nicht widerstehen, und wurde im März 1798 zur Kapitulation gezwungen. Den in Aarau einmarschierenden französischen Truppen wurde ein begeisterter Empfang bereitet. General Brune rief Vertreter aus verschiedenen Kantonen nach Aarau, das in der Folge für kurze Zeit – vom März bis September 1798 – zur Hauptstadt der Schweiz erkoren wurde. Nun mehrten sich die liberalen Strömungen. Ende 1802 war zum Beispiel bereits eine aargauische Verfassung ausgearbeitet worden. Allerdings blieb die Schweiz bis zum Zusammenbruch der französischen Macht Ende 1813 ein Satellitenstaat Frankreichs.

Literatur und Anmerkungen

(1) Z. B. Pharmacopoea Helvetica I (1865) Ph. H. I, S. 232.
(2) Nach Ph. H. II (Editio altera) II (1872): Opium pulveratum.
(3) Ph. H. in duas partes ... Basileae, 1771, S. 280.
(4) Pharmacopoea universalis oder Uebersicht der Pharmacopöen ... Zweiter Band, I–Z, Weimar, 1830, S. 354, Sp. 1 u. 2: Ceratum fuscum ... s. matris, s. matris Theclae ..., oder: Ph. H. I, S. 63: Emplastrum fuscum, Mutterpflaster, Emplâtre de la mère Thècle ...

- (5) Sal anglicus: „Epsom and Ewell, engl. Stadt in der Grafsch. Surrey, Bittersalzquellen (Epsom-salz)“, nach: Knaurs Lexikon, Droemer Knaur, 1978, S. 220, Sp. 1.
- (6) Pharmakopoe für das Königreich Bayern, Neue Bearbeitung (1856), Deutscher Apotheker Verlag Stuttgart, 1988, mit einem Nachwort von Wolfgang Schneider, S. 311.

- (7) Ph. H. in duas partes, a. a. O.: „Syrupus de Althaea Fernelii“, Jean François Fernel (1497–1558), Arzt Heinrich II. von Frankreich.
- (8) „Bellostische Pillen“, nach Wolfgang Schneider: Geheimmittel & Spezialitäten, Lexikon zur Arzneimittel-Geschichte, Govi-Verlag, Frankfurt/M., 1969, S. 33: „... Bellost habe zu

seinen Pillen (um 1800) keine anderen Purgiermittel als Sennesblätter und Rhabarberpulver genommen. — Wider die Lustseuche“.

Anschrift des Verfassers:

Apotheker Dr. phil. Hans-Rudolf Fehlmann
Quartierweg 18
CH-5115 Möriken (AG)

Early European influences on Japanese pharmacy

The reception of a text book written by Johann Bartholomaeus Trommsdorff

by Wolfgang Goetz*, Reinheim

Triggered by the appearance of H. Okuno's book "Chemistry in the Edo ear", where a handwritten copy of a Trommsdorff textbook is reproduced, it is briefly described, how part of his work influenced pharmaceutical literature in Japan in the early 19th century.

It was in 1824 when the German pharmacist Heinrich Bürger (1806–1858) (1) came to Japan as the first European pharmacist. This first personal contact was followed fairly quickly by the appearance of European pharmaceutical literature, forming the basis for „Seimi Kaiso“, „not only the first Japanese systematic chemistry textbook, but also the best chemistry textbook published in the Edo era“ (2).

The author Yoan Udagawa (1798 till 1846) described in the preface of „Seimi Kaiso“ that he utilized as basis among others books published by Joh. Barth. Trommsdorff (Erfurt, 1770 till 1837).

Trommsdorff was one of the most famous European pharmacists of his time (3). This had the following main reasons:

- he founded in 1795 an institute, that laid the basis for pharmaceutical and chemical education in Germany; more than 300 students from all over Europe attended his courses

- with his correspondence (4) he was in contact with most of the contemporary chemists and pharmacists of importance in Europe

- this correspondence contributed not only to his „Journal der Pharmacie“, the first real pharmaceutical periodical at all, that he edited 1793 till 1834, but also to the distribution and translation of the many textbooks he published (5).

For „Seimi Kaiso“ two of them were of particular importance. The first one is „Chemie für Dilettanten oder Anleitung die wichtigsten chemischen Versuche ... anzustellen“ (6). This book was published originally by William Henry (1775–1836) with the title „An epitome of chemistry“. When Trommsdorff published his German translation in 1803, he added to the text a lot of own remarks. This edition was taken as basis by Adolph Ypey (1749–1820) for the Dutch edition that he prepared. The full title, under which the book appeared in Amsterdam still in 1803 was „Chemie, voor beginnende liefhebbers, of aanleiding, om de nuttigste Scheikundige Proeven, zonder groote kosten en een wijldloopigen toestel, in het werk te stellen, benevens eene Aanleiding, tot het onderzoek der Minerale Wateren, der Mineralen, der Vergiften, der Pharmaceutisch Chemische bereidingen, en't

gebruik der Scheikundige Probeermiddelen ten nutte van Pachtters en Landeigenaars, gelijk ook tot verscheidene andere nuttige oogmerken. Uit het Engelsch, naar de tweede oorspronkelijke uitgave, vertaald en met de Aanmerkingen van den Heer J. B. Trommsdorff, vermeerderd, uitgegeeven door Adolphus Ypey“. — As the ties were close between Japan and the Netherlands in the first half of the 19th century already, this Dutch version was employed by Yoan Udagawa.

As back-up for his work Y. Udagawa utilized a number of additional European textbooks, mainly those available in Dutch translations. Among his references is also Trommsdorff's „Systematisches Handbuch der gesammten Chemie“ (7). This handbook encompassed eight volumes in the first edition, becoming available between 1800 and 1807, and another eight volumes as the second edition, appearing in the years 1805 till 1820.

The literature that Y. Udagawa based his own book on, which became far more than just a compilation because he included the results of self-performed experiments, assured that it was the very modern chemistry, relying on the work of A. L. Lavoisier (1743 till 1794), that was introduced to Japan. Therefore, a very sound and solid basis was formed, from which the Japanese scientists, chemists and pharmacists, could start their own work.

The international partnership, that was functional in the early decades of the 19th century has parallels in our times and not only for the experimental chemistry and pharmacy, but also for the history of both sciences. — So, the work of J. B. Trommsdorff is not only quoted by H. Okuno (see ref. 2), but also recently by S. Nemoto in her „History of pharmacy“ (8).

The Japanese Society for the History of Pharmacy is striving for more intense links to the International Society for the

* Dedicated to the memory of the late Mr. Yamada, Director of Kanto Kagaku, Tokyo, who supported the development of links between Japanese and European historians of pharmacy. — The author acknowledges gratefully the help of Prof. Tsuji and of Mrs. Hisamoto and Maejima, Kanto.

History of Pharmacy. The existing connections could be documented by the greeting messages that were published in that issue of the society's journal, that was dedicated to its 20th anniversary. It therefore seems to be justified to say, that the early European influences have triggered momentum being still effective today, hopefully for mutual benefit.

Zusammenfassung

1980 erschien in Tokio das Buch „Chemie in der Edo-Zeit“ von H. Okuno. Darin wird die Abschrift eines Trommsdorff-Lehrbuches abgebildet. Das war Anlaß, kurz zu beschreiben,

wie Teile seines Werkes die pharmazeutische Literatur im Japan des frühen 19. Jahrhunderts beeinflussten.

References

- (1) Ishiyama, Y.: A brief chronology of Dr. Heinrich Bürger. In: Japanese Studies in the History of Science Nr. 9 (1970) 107–113.
- (2) Okuno, Hisateru: Chemistry in the Edo era. Tokyo 1980, p. 54 (Japanese).
- (3) Götz, Wolfgang: Evolving education and industrialization and its impact on pharmacy in Germany during the first half of the 19th century. Jap. J. Hist. Pharmacy 20 (1985) No. 1 (summary).
- (4) The first 136 letters are published in „Der Briefwechsel von Johann Bartholomäus

Trommsdorff (1770–1837)“, edited by Wolfgang Götz. Acta historica Leopoldina Nr. 18 (1987) part 1. — In total the correspondence encompasses approx. 1400 letters.

- (5) Götz, Wolfgang: Bibliographie der Schriften von Johann Bartholomäus Trommsdorff. Veröff. Int. Ges. Geschichte d. Pharmazie N. F. Bd. 54, Stuttgart 1985 (with an English introduction).
- (6) For details see ref. (5), here p. 50. A second, expanded German edition appeared in 1807; the Dutch version experienced a second edition in 1806.
- (7) Details for this book, the different volumes, translations and reviews can be found ibido p. 34–35.
- (8) Published in the „Bulletin“ of the Meiyaku Museum of Pharmacy No. 1 (1986) 9–11.

Author's address:
Dr. Wolfgang Götz
Poststr. 7
6107 Reinheim

IGGP-MITTEILUNGEN

für die Mitglieder der Internationalen Gesellschaft
für Geschichte der Pharmazie e.V.
Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie
International Society for the History of Pharmacy

IGGP-Organisation

Präsident:

Prof. Dr. Yngve Torud, Oslo

Generalsekretär und Schatzmeister:

Dr. Gerald Schröder, Graf-Moltke-Str. 46,
D-2800 Bremen 1, Tel.: 04 21 / 34 55 25
Bremische Volksbank 34 519 900 (BLZ
291 900 24) oder Deutsche Apotheker-
und Ärztekasse, Bremen 01135 910
(BLZ 290 906 01).

Sekretär: Dr. Klaus Meyer,

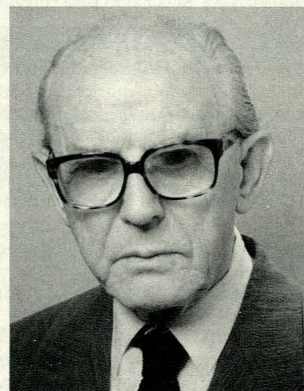
Warendorfer Straße 54, D-4740 Oelde
Tel.: 0 25 22 / 23 26

Versandstelle der Veröffentlichungen:

Bärbel Liebernicketl, Deutscher
Apotheker Verlag, Postfach 10 10 61,
D-7000 Stuttgart 10
Tel.: 0 71 1 / 2 58 22 70

sowie die wissenschaftlichen Leistungen des Jubilars zu betrachten. Würdigungen zum 60. und 65. Geburtstag finden sich in: Pharm. Ztg. 116 (1971) 1896, 121 (1976) 2106, Schweiz. Apoth.-Ztg. 114 (1976) 542 und Nova Acta Paracelsica 10 (1982) 53.

Unübertroffen ist die liebevoll und detailreich verfaßte „Laudatio“ des Würzburger Medizinhistorikers Prof. Dr. Dr. Gundolf Keil in der „Daems-Festschrift“ zum 70. Geburtstag. Das Werk „gelêrter der arzenie, ouch apôtêker“, erschien 1982 als Band 24 der



Persönliches

Zum 80. Geburtstag von Dr. Willem F. Daems, Arlesheim

Am 3. Dezember 1991 feierte Apotheker Dr. Willem Frans Daems, Pharmazie- und Medizinhistoriker, in Arlesheim/Schweiz bei guter Gesundheit seinen 80. Geburtstag.

Sein Pharmaziestudium absolvierte er in Amsterdam und promovierte in Leiden zum Doktor der Philosophie.

1955 kam Willem Daems in die Schweiz zur Weleda AG, Arlesheim. 1970 verließ die Gemeinde Arlesheim ihn und seiner Familie das Bürgerrecht. So wurde Arlesheim für den Jubilar zur zweiten Heimat; von hier aus erfolgten seine vielfältigen geisteswissenschaftlich fundierten Aktivitäten und noch heute ist der Jubilar ein unerschöpflicher Quell anthroposophischen, mediaevistischen, paracelsischen, naturphilosophischen und erfahrungsmedizinischen Gedankenguts.

Das abgeschlossene achte Jahrzehnt bietet erneut Gelegenheit Rückschau zu halten und das menschliche Umfeld

„Würzburger Medizinhistorischen Forschungen“.

Die darin enthaltene Bibliographie von Willem F. Daems nennt 250 Titel, davon rund 70 speziell pharmazie- und medizinhistorischen Inhalts. Diese gilt es nunmehr durch nachstehende Titel zu ergänzen:

Digestio: Sinn oder Unsinn. Zur Geschichte eines alchemistisch-pharmazeutischen Prozesses. In: Festschr. f. A. Lutz und J. Büchi. Zürich 1983, S. 151–179.

Synonymenvielfalt und Deutungstechnik bei den nomina plantarum medievalia. In: Perspektiven der Pharmaziegeschichte (= Festschr. f. Rudolf Schmitz zum 65. Geburtstag). Graz 1983, S. 29–37.

Van kersepitten en witte laurierbladeren. Notities bij een recente tekstuitgave. Nederl. Tijdschrift voor Taal- en Letterkunde 100 (1984) 151–153.

Radix Ratanhiae – die Droge mit einer gesicherten Geschichte. Deutsche Apoth. Ztg. 121 (1981) 46–52.

Mensch und Pflanze. Die Heilpflanze in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (= Weleda-Schriftenreihe, 11). Arlesheim 1983, 15 S., ill.

Zur Tradition in der Heilkunst. In: Wissenschaft und Tradition (Hrsg. Paul Feyerabend...). Zürich 1983, S. 239–246.

Idiosynkrasie – Anaphylaxie – Allergie. Skizze zur Begriffsgeschichte. Korrespondenzblätter für Aerzte (Arlesheim / Schwäbisch Gmünd) 113/1985, S. 5–8.

Die Vorlesungsnachschrift des Leidener Praelectors Johan Broen in einer Bündner Arztpraxis des 18. Jahrhunderts. In: „Istoria dalla Madaschegna“. Festschr. für Nikolaus Mani. Pattensen/Han. 1985, S. 189–197.

Johann Anton Grass von Portein 1684–1770. Arzt, Chirurg, Zahnarzt, Harndiagnostiker, Pharmazeut, Viehdoktor und Dorfpolitiker. Chur 1985, 334 S., ill.

Ita Wegman. Zürcher Zeit 1906–1920. Erste ärztliche Krebsbehandlung mit der Mistel. Dornach 1986, 71 S., 11 Abb.

Medizinhistorische Notizen zum Paracelsus-Consilium (1535) für Abt Johann Jakob Russinger von Pfäfers. In: Willem F. Daems und Werner Vogler, Das medizinische Consilium des Paracelsus für Abt Johann Jakob Russinger von Pfäfers, 1535. Einsiedeln 1986, S. 19–31.

Melissegeist. Untersuchung zu einer spätmittelalterlichen Wunderdroge. In: Veröff. d. Schweiz. Ges. f. Geschichte d. Pharmazie, 7. Zürich 1987, S. 25–29.

Ita Wegman und das erste Mistelpräparat Iscar zur Krebsbehandlung. In: Misteltherapie. Eine Antwort auf die Herausforderung Krebs. Stuttgart 1987, S. 35–44.

Paracelsus und die Idee der Heilpflanze. In: Umwelt & Gesundheit, Heft 5/6 (1986/87) 47–52, und in: Nova Acta Paracelsica (Einsiedeln) NF 3/1988, S. 60–68.

Doktor Singeisens Hausapothke. In: z' Rieche 1988. Ein heimatisches Jahrbuch. Riehen 1988.

Melissa officinalis – Von der Panazee zur Essentia cordis. In: Artes Mechanicae in middeleeuws Europa (= Archief en Bibliotheekwezen in België, Extranummer 34). Brüssel 1989, S. 151–161.

Die Melisse – Essentia cordis. Korrespondenzblätter für Aerzte (Arlesheim / Schwäbisch Gmünd) 120/1988, S. 10–15.

Pharmaco-botanica in de middeleeuwen. In: Artes Mechanicae en Europe médiévale (= Archives et Bibliothèques de Belgique, Numéro spéciale, 34). Bruxelles 1989, S. 19–24.

Frühjahr 1527: Theophrast von Hohenheim im Haus „zum vorderen Sesel“, Totengässlein 3, Basel. In: Nova Acta Paracelsica (Einsiedeln) NF 4/1989, S. 43–56.

(mit Ria Jansen-Sieben): Chirurgie op rijm. In: Artes Mechanicae en Europe médiévale (= Archives et Bibliothèques de Belgique, Numéro spéciale, 34). Bruxelles 1989, S. 163–189.

Die historische Weleda. Namensgeberin der Weleda-Heilmittelbetriebe (= Weleda-Schriftenreihe, 20). Dornach 1991, 40 S., 9 Abb.

Nomina simplicium medicinarum ex synonymariis medii aevi collecta [für 1991 in Vorbereitung].

Themenwahl und Schwerpunktbildungen dokumentieren das fest umrissene Arbeitsfeld des Jubilars in der achten Lebensdekade. Zu seinem Ehrentag und für die Zeit hernach mögen Willem Daems und seine liebe Familie von ganzem Herzen alle denkbar guten Wünsche begleiten.

Gottfried Schramm, Zürich

Professor Károly Zalai zum 70. Geburtstag

Am 26. August 1991 feierte Prof. Dr. Károly Zalai, Ordinarius für Gesetzgebung, Administration und Geschichte der Pharmazie an der Semmelweis-Universität in Budapest, seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar entstammt einer bekannten ungarischen Apothekerfamilie. Das Studium an der Universität Budapest schloß er 1943 mit seiner Sponsion zum Magister und 1947 mit der Promotion zum Doktor der Pharmazie ab.

Danach trat Dr. Zalai in die Apotheke der Familie ein. Nach der Verstaatlichung der privaten Apotheken arbeitete er als pharmazeutischer Fachinspektor im Budapester Kontroll-Laboratorium. 1962 nahm er das Angebot der Pharmazeutischen Fakultät, die Stelle des Direktor-Stellvertreters der Universitätsapotheke zu übernehmen, an; zur gleichen Zeit erhielt er den Auftrag, Vorlesungen über „Pharmazeutische Gesetzgebung und Betriebsordnung“ zu halten.

Die Habilitationsdissertation Dr. Zalais behandelte das Thema: „Grundlagen der Pharmazeutischen Administration, die Bewertung des Arzneimittelverbrauches.“ Die Habilitation erfolgte 1973, 1980 wurde er als Professor zum Ordinarius ernannt. Von 1984 bis 1990 war er Dekan der Fakultät.

Die wissenschaftliche Arbeit von Professor Zalai spiegelt sich in mehr als 200 Publikationen und Fachbüchern sowie in den von ihm geleiteten Dissertationen seiner Schüler wider. Die wichtigsten Forschungsgebiete sind die geschichtliche Entwicklung der pharmazeutischen Wissenschaften, internationale wissenschaftliche Beziehungen, Entwicklung der Ausbildung, Arzneimittelutilisation, Gestaltung der Apotheken und das Apothekennetz in Ungarn.

Seit 1943 ist Professor Zalai Mitglied der Ungarischen Pharmazeutischen Gesellschaft, der er elf Jahre lang als Generalsekretär zur Verfügung stand, acht Jahre war er ihr Präsident und vier Jahre Co-Präsident. In dieser Zeit knüpfte er Kontakte zur FIP, in der

er von 1976 bis 1984 gewählter Vizepräsident war, und organisierte den FIP-Kongreß 1984, der in Budapest stattfand. Prof. Zalai engagierte sich auch in der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, deren Präsident er in den Jahren 1981–1989 war. Als 1977 in Innsbruck gewähltes Mitglied der „Académie Internationale d'Histoire de la Pharmacie“ hat er im April 1991 in Prag eine schöne und wichtige Funktion übernommen: Prof. Zalai wurde zum Präsidenten der „Académie“ gewählt. Bei dieser Gelegenheit erhielt er – in Anerkennung seiner bisherigen Arbeit – die Schelenz-Plakette durch den Präsidenten der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und die Conci-Medaille durch den Präsidenten der Italienischen Akademie für Geschichte der Pharmazie verliehen. [Österr. Apoth.-Ztg. 45 (1991) 788].

*

Den 85. Geburtstag beging am 28. November 1991 Mag. pharm. **Leo Romig**, Verpächter der Schloßapotheke in Ettlingen. Als treuer Besucher vieler Kongresse, besonders für Geschichte der Pharmazie, ist er vielen bekannt geworden. In Bild und Film hat er die Tagungen festgehalten.

Zum 100. Geburtstag von Ludwig Kofler (1891–1952), dem zweiten Präsidenten der heutigen IGGP

Am 30. November 1891 wurde in Dornbirn, Vorarlberg, Ludwig Kofler als Sohn des dortigen Apothekenbesizers Carl Kofler geboren. In jungen Jahren, 1925, als Professor der Pharmakognosie nach Innsbruck berufen, hat er viele Mikromethoden in die analytische Chemie eingeführt. Die „Koflerbank“ trug seinen Namen weit über die Grenzen Österreichs hinaus. Dr. Ludwig Winkler, erster Vorsitzender der damaligen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und als Dozent Kollege Koflers an der Universität Innsbruck, weckte in ihm das Interesse an der Pharmaziegeschichte. Nach dem frühen Tod Winklers 1935 wurde Kofler gebeten, den Vorsitz der Gesellschaft zu übernehmen. Mit seiner Wahl sollte der internationale Charakter der Gesellschaft gesichert werden. Kofler stellte sich zur Verfügung und übte das Präsidentenamt bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs im Mai 1945 aus.

Nekrolog: Wannenmacher, R.: Österr. Apoth.-Ztg. 6 (1952) 523–527 (mit Bild).

Nachruf

Am 30. September 1991 ist Apotheker **Erwin Mosch** in Cascais (Portugal) gestorben. In Liegnitz/Schlesien am 26. April 1902 als Sohn des Bäckermeisters August Wilhelm Mosch geboren, besuchte er in seiner Heimatstadt die Oberrealschule bis zur Primarreife. Die Praktikantenzeit absolvierte er ab 1. April 1920 in der Engel-Apotheke in Breslau und ab 1. April 1922 bis 31. März 1923 in der Stephanien-Apotheke in Dresden. Nach dem Vorexamen in Dresden verbrachte Mosch die Assistentenzeit vom 1. April 1923 bis 30. September 1923 in der Internationalen Apotheke in Hamburg, vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1923 in der Löwen-Apotheke in Dresden und vom 1. Januar bis zum 31. März 1924 in der Schloß-Apotheke in Liegnitz. Es folgten von 1924 bis 1926 vier Semester Pharmaziestudium an der Universität in Breslau. Aktiv ist Mosch bei der Landsmannschaft Vandalia gewesen, ursprünglich einer Pharmazeuten-Verbindung. Nach dem pharmazeutischen Staatsexamen in Breslau folgte die Kandidatenzeit in der Engel-Apotheke in Breslau, der Boxbergerschen Hofapotheke in Bad Kissingen und der Mönckeberg-Apotheke in Hamburg. Die Approbation als Apotheker erteilte die Preußische Regierung mit Datum Berlin 4. Juni 1928. Am 1. Juli desselben Jahres trat Mosch in die Firma Bayer Leverkusen ein und wurde ab 1. November 1928 mit dem Aufbau eines pharmazeutischen Büros in Portugal beauftragt. Hier erlebte er das Kriegsende 1945 und die Schließung des Büros. Nach schwierigen Jahren konnte er Ende 1949 den Wiederaufbau der Bayer-Farma, Limitada, in Lissabon übernehmen und hatte von 1956 bis Ende 1966 die Gesamtleitung der Bayer-Niederlassung in Portugal inne. Auch im Ruhestand – ab 1. Januar 1967 – lebte E. Mosch weiterhin in Cascais. Er widmete sich verstärkt pharmaziegeschichtlichen Nachforschungen, deren Ergebnisse er in einer Reihe von Arbeiten in den Beiträgen zur Geschichte der Pharmazie publizierte. Die IGGP gedenkt in Trauer eines langjährigen aktiven Mitglieds.

Verzeichnis der Veröffentlichungen:

Betrachtungen zu einem Schreiben des Portugiesen Pires an den König Dom Manuel, in dem er ihm am 27. Januar 1516 einen Bericht über die Drogen Indiens sendet. Beitr. Gesch. Pharmazie 14(1962) 28–31.

Ein Diplom des Norddeutschen Apotheker-Vereins. Ebda 16 (1964) 5–6, 1 Abb.
 Asteriscus. Ebda 16 (1964) 17–19, 5 Abb.
 Asteriscus (Diskussion); Ebda 17 (1965) 29.
 Scripta polemica. Ebda 18 (1966) 17–19, 1 Abb.
 Übersetzung der Publikation von Giovanni Carbonelli: Farmacie e Farmacisti in Italia nel secolo XVI, Roma 1912. Ebda 19(1967) 18–19.
 Zur Geschichte der portugiesischen Pharmazie – eine Übersicht. Ebda 19 (1967) 28–31, 2 Abb. und 20 (1968) 3–5, 1 Abb.
 Portrait eines portugiesischen Apothekers der Biedermeierzeit. Ebda 21 (1969) 12–14, 3 Abb.
 Das Zirkular zur Eröffnung einer Apotheke in Lissabon (1729). Ebda 22 (1970) 19–21, 2 Abb.
 Kleine Mitteilung: Bernardino Antonio Gomes. Ebda 23(1971) 6, 1 Abb.
 Ein Lissaboner Apotheken-Inventar. Ebda 25 (1974) 28–31, 26 (1975) 13–15 und 26 (1975) 22.
 Werke des Valerius Cordus in Bibliotheken Portugals. Ebda 26(1979) 23.
 Pulvis Sympathicus – Die Werbung für ein Diaphoreticum in Portugal. Ebda 28 (1976) 25–26.
 Der Apotheker Pedro José da Silva – Ein unbekannter Lebenslauf. Ebda 31 (1980) 65–71, 2 Abb. A. Wankmüller

*

Bereits am 4. April 1990 verstarb Pater **Vinco Velnic** – Pater Justin –, langjähriges Mitglied der IGGP und emer. Mitglied der Académie Internationale d'Histoire de la Pharmacie im Alter von 77 Jahren. Nach dem Studium der Theologie (Abschluß 1938) studierte er Pharmazie und erwarb in Zagreb 1946 den M.A. Noch 1954 besuchte er einen Kurs für Bibliothekare an der Bayerischen Staatsbibliothek in München. Ab 1956 arbeitete er in der ältesten Apotheke von Dubrovnik, als Bibliothekar der Kirchenbibliothek und Kustos des pharmazeutischen Museums. Nach 1958 bis 1979 führten ihn theologische Aufgaben in andere Landesteile. Velnic veröffentlichte über 40 pharmaziehistorische Arbeiten.

Auszeichnungen

Während des Deutschen Apothekertages 1991 in Berlin wurde Apothekerin **Rotraud Mörschner**, Berlin, Vorsitzende der Regionalgruppe Berlin der

Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, mit der Ferdinand-Schlemmer-Medaille der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft ausgezeichnet.

Promotionen

An der Technischen Universität Carolo Wilhelmina zu Braunschweig wurde Apotheker **Udo Puteanus** mit der Dissertation „Die Apothekerkammern in Westdeutschland (1945–1956) im Spannungsfeld der Kontroversen um die Heilberufskammern unter besonderer Berücksichtigung von Niedersachsen und Kurhessen Kassel“ zum Dr. rer. nat. promoviert. Die Arbeit wurde an der Abteilung für Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften unter Leitung von Prof. Dr. Erika Hickel angefertigt.

Vorankündigung

Die nächste Biennale der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie muß leider vom Frühjahr 1992 auf den Herbst verlegt werden und findet vom 16. bis 18. Oktober 1992 in Binz auf Rügen statt. Die Tagung wird gemeinsam mit der Scheele-Gesellschaft Mecklenburg/Vorpommern veranstaltet. Vorgesehen ist: Anreise Freitag, 16. Oktober, am späteren Nachmittag evtl. Mitgliederversammlung. Samstag Vorträge, Sonntag Festveranstaltung zum 250. Geburtstag Scheeles.

Sonstiges

Die Alte Apotheke in Bochum, Inhaber Apotheker Günter Verres, begeht 1991 ihr 300jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlaß wurde am 10. November 1991 im Stadtarchiv eine umfangreiche, sehenswerte Ausstellung eröffnet, die voraussichtlich bis Ende Januar 1992 besichtigt werden kann. Bei der Eröffnung überbrachte Apotheker Dr. Klaus Meyer, Mitglied des Vorstandes und Sekretär der IGGP, eine Grußadresse.

*

Für Historiker und Sammler: Fachkataloge des Antiquariates Kohlhauser

Das auf Geschichte der Pharmazie, Medizin und Naturwissenschaften spezialisierte Antiquariat Carl-Ernst Kohlhauser, Feuchtwan-

gen, kündigt für das laufende Jahr drei Buchkataloge an, die auch für den historisch interessierten Apotheker von Interesse sein dürften:

■ Erschienen ist Kohlhausers Angebot Nr. 45. Dieses vereinigt zwei Themen, die aktuell im Gespräch sind: „Homöopathie und Naturheilverfahren“. Das Schwestergewicht dieser Offerte liegt auf den frühen bzw. ersten, oft grundlegend wichtigen Werken aus diesen Gebieten. Als bemerkenswert hervorzuheben aus diesem Katalog sind u. a. Samuel Hahnemanns „Apothekerlexikon“ in vier Bänden (1793–99) – ein begehrtes Sammelobjekt speziell auch für den Apotheker. Von Hahnemann ferner seine Übersetzung der „Materia medica“ Cullen (1790) und eine größere Reihe seiner Erstveröffentlichungen zur Homöopathie aus „Hufelands Journal“, davon die früheste von 1797. Auch eine der ersten „Organon“-Ausgaben wird angezeigt. Bedeutende Werke in diesem Katalog sind weiterhin Hufelands „Makrobiotik“ (Erstausgabe von 1797), Frühes zur Hydrotherapie, Diätetik und Reformbewegung, ferner Paullinis berühmte-berühmte „Dreckapotheke“ von

1734, Anton von Störcks Basisarbeiten zur Phytotherapie (1760–69) oder B. Tralles' voluminöses Werk (1757–1762) über das Opium in der Therapie.

■ Als nächstes kommt als Katalog 46 „Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften“.

■ Katalog 47 „Geschichte der pharmazeutischen und organischen Chemie“ enthält den einschlägigen Teilbestand der Bibliothek eines namhaften Fachhistorikers. Ergänzt durch Titel aus dem Bücherlager der Firma Kohlhauser, kommt mit diesem Katalog eine recht umfangreiche fachhistorische Arbeitsbibliothek zum Angebot. Manches nur noch schwierig zu findende Buch ist darin verzeichnet; die ältesten Werke stammen aus dem 18. Jahrhundert, während die überwiegende Anzahl der Bücher neueren Datums (aber zumeist längst vergriffen) ist.

Auch das Angebot an Pharmakopöen, das Kohlhauser zusammengetragen hat, erscheint bemerkenswert: Valerius Cordus' Dispensatorium (ein Druck von 1627) ist vertreten, eine württembergische Pharmakopöe von 1771 oder eine Borussica von 1827, ferner frühe Ausgaben der Bavarica

bzw. der Hannoverana; das schwedische Arzneibuch von 1849 wird ebenso offeriert wie dasjenige der Vereinigten Staaten (zweiter Druck, Washington 1855). Unter den deutschen Arzneibüchern findet sich das DAB I von 1872 – zusätzlich noch in der deutschen Übersetzung Buchners; das DAB II (1882) liegt in der offiziellen deutschen Version vor, ferner Drucke des dritten, vierten und fünften DAB, also alle diejenigen Ausgaben, die noch vor dem Ersten Weltkrieg erschienen.

Abschließend sei auf ein Spitzenstück hingewiesen, das Kohlhauser wegen seiner Seltenheit, seiner pharmaziehistorischen Bedeutung (und sicher auch wegen des Wertes) besonders ausführlich beschrieben hat, und das eine Quelle für die Geschichte des deutschen Arznei- und Drogenhandels im 16. Jahrhundert darstellt: Die Rede ist vom Frankfurter Maß-Katalog des Nicolaus Basseus im Druck des Jahres 1582.

Die besprochenen Kataloge können von Interessenten angefordert werden beim Antiquariat Carl-Ernst Kohlhauser, Graserweg 2, D-8805 Feuchtwangen. Telefon: (098 52) 92 92; Telefax: (098 52) 40 37

Inhaltsverzeichnis 1991

Themen:

Apothekerberuf, 750 Jahre,
Briefmarke 17
Arzneimittelwerbung in Norditalien,
Entwicklung 44
„Austria docet“ 49
Bullrich – Natron als Allheilmittel 59
Chemie in der Slowakei,
Entwicklung 3
Dispensatorium des Valerius
Cordus 20
Göttling, Überzeugter Praktiker und
streitbarer Theoretiker 55
Hochschule in der Zeit des
Nationalsozialismus: Die Pharmazie
in Braunschweig 11
Iasinski und seine Zeit 6
Japanese pharmacy, Early European
influences (Trommsdorff) 64
Medikamentenrechnung von 1802 62
Paracelsusbild des ausgehenden
20. Jh. 33
Sammeln Sie pharmaziegeschichtliche
Objekte? 1

Schwan-Apotheke zu Dresden-
Neustadt 27
Sertürner, Dr. phil. oder
Ehrendoktor? 34
Sertürner-Brief von 1816 38
Vipernschnüre aus Venedig 41

Sonstiges

Antiquariat Kohlhauser,
Fachkataloge 67
Internationaler Kongreß für
Geschichte der Pharmazie
in Prag 1, 30, 46
Preisvergabe des Wettbewerbs „Private
Offizinapotheken in der ehemaligen
DDR“ 16

Autoren:

Bartels 20
Benzenhöfer 33
Cattalani 44
Dressendorfer 17
Fehlmann 62

Friedrich 38
Fundárek 3
Ganzinger 49
Goetz 64
Hein 58
Helmstädter 59
Hübner 27
Lipan 6
Mader 41
Meyer 1, 2, 34
Pohl 11
Stolz 55
Wittop Koning 58

Persönliches

Daems, W.F. 65
Kofler, L. 66
Mosch, E. 67
Romig, L. 66
Velnic, V. 67
Vitolo, A.E. 15
Wittop Koning, D.A. 31
Zalai, K. 66

Geschichte der Pharmazie

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V. und Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.

„Geschichte der Pharmazie“, bis 1989 „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“, erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der Deutschen Apotheker Zeitung.
Verantwortlich für den Inhalt: Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Friedrichstraße 3, 6900 Hei-

delberg, unter Mitarbeit von Dr. Axel Helmstädter, Heidelberg, und Prof. Dr. Armin Wankmüller, Tübingen (für die IGGP-Mitteilungen).
Redaktionelle Bearbeitung: Bärbel Liebernickel, Stuttgart, Telefon 0711/2582270.
Herausgeberbeirat: Dr. K. Bartels, Lohr; Dr. W. Dressendorfer, Bamberg; Priv.-Doz. Dr. Ch. Friedrich, Greifswald; Dr. K. Meyer, Oelde; Prof. Dr. A. Wankmüller, Tübingen.

Bei Einzelbezug jährlich 19,80 DM, Einzelheft 6,- DM (einschließlich der gesetzlichen Umsatzsteuer, im Ausland zuzüglich Versandkosten).

Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrechts-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 1991 Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart.
Printed in F.R. Germany.
ISSN 0939-334X